

Schillers Seelenadel

Fritz Jonas


FRIEDRICH von SCHILLER

Schillers Seelenadel

von

Fritz Jonas



Schillers Seelenadel

Von

Fritz Jonas

Unterschied der Stände.
„Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie tun, edle mit dem, was sie sind."

Mit einer Abbildung der Danneckerschen Schillerbüste.

Berlin 1904
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstr. 68—71

Meiner lieben Frau

Anna Jonas geb. Franz.

Vorrede.

Das nachfolgende kleine Buch über Schiller ist nicht für die Literaturforscher bestimmt, sie werden nichts Neues darin finden. Es wendet sich an das deutsche Volk, um ihm das eigentliche innere Wesen, die Persönlichkeit seines volkstümlichsten Dichters in Kürze und möglichst mit seinen eigenen Worten oder in Urteilen und Berichten seiner Freunde zu vergegenwärtigen. Der Grundzug seines Charakters ist meines Erachtens seine Willenskraft und sein Freiheitsdrang. Deshalb habe ich zunächst diese in einem einleitenden Kapitel zu schildern versucht. Die folgenden Kapitel zeigen ergänzend, wie sich sein sittlicher Adel in den mannigfachsten Verhältnissen und Beziehungen seines Lebens, in seiner Erscheinung, in Not und Sorge, in Freundschaft und Liebe, in seiner sentimentalen, reflektierenden, nicht auf die Natur, sondern auf das Geistige gerichteten Lebensauffassung, in der Religion, in der Arbeitsweise und in Sprache und Stil bewährt hat.

Ich weiß den Wert und die Bedeutung vollständiger Biographieen gewiß zu würdigen. Aber neben ihnen hat auch eine kurze Charakteristik ihr Recht, die nicht

das Leben der Zeitfolge nach schildert, sondern das Verwandte zusammenfaßt und den Kern des Menschen zu erfassen sucht, aus dem all sein Wollen und Handeln sich erklärt.

Mehr will das vorliegende Büchlein nicht geben. Möge es vielen Lesern von neuem bestätigen, daß aus Schillers Werken eine Seele höherer Art zu uns spricht, daß seine erhabene Natur alles Gemeine hinter sich gelassen hat, und ob nun fast hundert Jahre seit seinem Tode vergangen sind, noch immer das Goethische Wort über ihn wahr bleibt:

„Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend."

Berlin, 1903.

Fritz Jonas.

Inhalt:

Mit einer Abbildung der Danneckerschen Schillerbüste als Titelbild.

„Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müssen, auch von unsern Mitteln einen Beitrag zu legen, und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen."

(Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?)

1. Einleitung:

Willenskraft und Freiheitsdrang.

„Alle andern Dinge müssen; der Mensch ist das Wesen, welches will."

Dieses Wort aus Schillers Abhandlung über das Erhabene trifft in den Mittelpunkt seines eigenen Denkens und Handelns. Wenige Menschen haben so viel ihrem Willen zu verdanken, wie Friedrich Schiller. Zum Höchsten hat er sich durch seine Willenskraft emporgeschwungen und das physische Leben eingesetzt, damit ihm das ideale Leben gewonnen sei. Wie er als Jüngling entschlossen, trotz aller Gefahr, trotz alles Herzeleids Eltern und Heimat in heimlicher Flucht verließ, um seinem Dichterberuf treu zu bleiben und die innere Freiheit zu behaupten, so hat er auch später sein Lebelang jeden einzelnen Tag, während er „in Leiden bangte, kümmerlich genas," die Angst des Irdischen von sich geworfen und mutig aus eigenem Entschlusse heraus die steilen Pfade verfolgt, die aus der Sinne Schranken

aufwärts zur Unendlichkeit führen. Sein erhabener Sinn hat das Große ins Leben hineingelegt, nicht darin gesucht. „Alles, was der Dichter uns geben kann,“ so lautet seine erste Forderung nicht nur an andere Dichter, sondern auch an sich selbst, „ist seine Individualität. Diese muß es also wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes, wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren.“[1]) Das trifft überein mit Goethes kurzem weisen Wort zu Eckermann vom 20. Oktober 1828: „Man muß etwas sein, um etwas zu machen.“ Und Schiller war eben etwas, er war eine Persönlichkeit, ein Charakter, eine mit kräftigen Affekten ausgestattete, warm empfindende Seele, die sich mit Hintenansetzung aller eigennützigen Zwecke berufen und gedrungen fühlte, Ideen zu vertreten. In jedem Augenblicke seines dichterischen Schaffens war er sich bewußt, daß er „der Menschheit Würde“ zu bewahren habe, und die Reinheit und Würde seines Charakters, wie sie in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit und in immer erneuerter Schöne jede seiner Dichtungen und prosaischen Schriften widerspiegelt, geben seinen Werken, ganz abgesehen von dem Reiz und der lebendigen Kraft in der Darstellung, ihre eigenartige Bedeutung, durch die sie auf das ganze deutsche Volk ihre erhebende und veredelnde Wirkung ausüben.

[1]) Schiller, Über Bürgers Gedichte.

Der einzelne kann, nach seiner Eigenart, der Goethischen, ganz andersartigen Dichtungsweise den Vorzug geben, aber niemand kann verkennen, daß in der sentimentalisch-pathetischen Art Schiller die höchste Stufe der Vollendung erklommen hat, wie Goethe als moderner naiver Dichter. Es war der höchste Ehrgeiz seines Lebens, in seiner Art dermaleinst als Goethe ebenbürtig anerkannt zu werden: „Man wird uns (Goethe und mich), wie ich in meinen mutvollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden spezifizieren, aber unsere Arten einander nicht unterordnen, sondern unter einem höheren idealen Gattungsbegriff einander koordinieren."[2]) So hat denn auch der Bildhauer Rietschel, als er die beiden Dichterfürsten für den Theaterplatz in Weimar in einem Denkmal vereinigt darstellte, treffend den jüngeren leise und doch stolz, wie im Vollgefühl der inneren Berechtigung, die Hand mit auf den Lorbeerkranz legen lassen, den sein um zehn Jahre älterer Freund sicher und fest umfaßt hält.

Geistvoll, nach seiner Art, bemerkt Wilhelm von Humboldt in der Vorerinnerung zur Ausgabe seines Briefwechsels mit Schiller, — und zwar zunächst mit Bezug auf Kant — daß ein großer Mann in jeder Gattung und in jedem Zeitalter eine Erscheinung sei, von der sich meistenteils gar nicht, und immer nur sehr unvollkommen Rechenschaft ablegen lasse. Das Genie, immer neu und die Regel angebend, tue sein Entstehen erst durch sein Dasein kund, und sein Grund könne

[2]) Schillers Briefe Nr. 1024.

nicht in einem Früheren, schon Bekannten gesucht werden. Wie es erscheine, erteile es sich selbst seine Richtung.

Zweifelsohne wirken auch auf den Genius die Dinge von außen ein, ja vielleicht noch lebendiger, eindrucksvoller, nachhaltiger als auf gewöhnliche Menschen. Aber er ist kein Produkt aus solchen bekannten oder unbekannten Faktoren. Gewiß erfährt er zahllose Einwirkungen aus der Natur, von den Menschen, aus Büchern, als allem Leben um sich herum; sie regen ihn an, aber sie bestimmen ihn nicht. Indem er sie erfährt, sie auffaßt, wirkt er selbst ein Wunder an ihnen, beseelt er Totes, verwandelt er Steine in Brot, Stoff in Geist:

„Wodurch gibt sich der Genius kund? Wodurch sich der Schöpfer
Kundgibt in der Natur, in dem unendlichen All.
Klar ist der Äther und doch von unergründlicher Tiefe,
Offen dem Aug', dem Verstand bleibt er doch ewig geheim."[3])

Wissenschaftlich wird das alte dunkle Rätsel vielleicht nie gelöst werden, wie die geistige Freiheit des Menschen bestehen könne trotz seiner Gebundenheit an den Körper, trotz seiner Abhängigkeit von seinem Volke, seiner Zeit und von Schicksalen, die zu ändern nicht in seiner Macht steht. Aber Schiller vermochte das Leben nicht anders aufzufassen, als daß der Wille der Geschlechtscharakter des Menschen sei,[4]) daß ein jeder sich selbst den Wert gebe[5]) und der Wille den Menschen groß und klein mache.[6]) Und selbst, wo sich

---

[3]) Schiller, Genialität. — [4]) Schiller, Über das Erhabene. — [5]) Wallensteins Tod, IV, 8. — [6]) Ebenda.

das Handeln des Menschen unter dem Druck einer Notwendigkeit vollzieht, da ist auch diese Notwendigkeit nach Schillers Meinung meist nur die Folge seines eigenen früheren Tuns:

> „Es denkt der Mensch die freie Tat zu tun, —
> Umsonst! Er ist der Spielball nur der blinden
> Gewalt, die aus der eignen Wahl ihm schnell
> Die furchtbare Notwendigkeit erschafft."[7])

Denn

> „Das eben ist der Fluch der bösen Tat,
> Daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären."[8])

Als das „edelste Vorrecht der menschlichen Natur" gilt ihm, „sich selbst zu bestimmen und das Gute um des Guten willen zu tun,"[9]) und ihm ist und bleibt das erste Wort seines Glaubens:

> „Der Mensch ist frei erschaffen, ist frei,
> Und wär' er in Ketten geboren."

Schon mit seinem Eintritt in die militärische Pflanzschule seines Herzogs wurden ihm schwere Fesseln angelegt. Er mußte seinen Lieblingsgedanken, einmal ein Geistlicher zu werden, zum Opfer bringen, dem Elternhause entsagen und wurde später behindert, dem inneren Drange des Dichtens zu folgen. Dabei drückte ihn nach seiner Naturanlage auch im alltäglichen Leben der äußere militärische Zwang. Nachdem seine spätere Gattin als sechzehnjähriges Mädchen die Karlsakademie in Stuttgart besucht hatte, urteilte sie: „Es wird einem nicht wohl zu Mute, Menschen wie Drahtpuppen

---

[7]) Ebenda. — [8]) Die Piccolomini V., 1. — [9]) Schiller, Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon.

behandelt zu sehen."[10]) Und Schiller selbst, wie dankbar er in seinem edlen Gemüte sich auch stets seiner trefflichen Lehrer, ja selbst auch mancher guten Eigenschaften seines Herzogs „des alten Herodes"[11]) erinnerte, hat doch sein Leben hindurch auch die Unnatur seiner Erziehung beklagt. Er erkannte an, daß des Herzogs Bildungsschule das Glück mancher Hunderte gemacht habe,[12]) ihn aber hatte sie der Verzweiflung nahe geführt. Und wenn sie dennoch ihm zum Segen geworden ist und seine Willenskraft stärkte, so war das nicht ihr Verdienst, sondern das eigene Verdienst des jungen Dichters: „Ein seltsamer Mißverstand der Natur hat mich in meinem Geburtsort zum Dichter verurteilt. Neigung zur Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plan seines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel, aber Leidenschaft für die Dichtung ist feurig und stark wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir zur Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealenwelt aus."[13]) Und als er nach der Verbrüderung mit seinem Freunde Körner neue begeisterte Pläne für die Zukunft entwarf, da schrieb er: „Ich fühle die kühne Anlage meiner Kräfte, das mißlungene (vielleicht große) Vorhaben der Natur mit mir. Eine Hälfte wurde durch die wahnsinnige Methode meiner Erziehung und die Mißlaune meines Schicksals, die zweite und größere aber durch

---

[10]) Charlotte v. Schiller I, Nr. 43. — [11]) Briefe Nr. 696. — [12]) Schiller, Rheinische Thalia. — [13]) Schiller, Rheinische Thalia.

mich selber zernichtet."[14]) Und nun vereinigen sich Kopf und Herz zu dem „herkulischen Gelübde," die Vergangenheit nachzuholen. Auch später noch klagte er Karoline von Beulwitz gegenüber: „An meinem Wesen haben Schicksale sehr gewaltsam gezerrt. Durch eine traurige, düstere Jugend schritt ich ins Leben hinein, und eine herz- und geistlose Erziehung hemmte bei mir die leichte, schöne Bewegung der ersten werdenden Gefühle. Den Schaden, den dieser unselige Anfang meines Lebens in mir angerichtet hat, fühle ich noch heute."[15])

Das äußere Leben in der Karlsschule bot Schiller nichts und erweckte seine Abneigung. Er sollte „seinen Leib pressen in eine Schnürbrust und seinen Willen schnüren in Gesetze." Alles Ringen dagegen wäre ohnmächtig und vergeblich gewesen Andere Prüfungen traten für ihn hinzu. Ein Freund, den er in seiner schwärmerischen Art „für die Unsterblichkeit" gefunden zu haben glaubte, verspottete ihn in einer leichtfertigen Stunde vor andern und brachte dadurch seine ganze Seele in Aufruhr. Ein anderer junger Freund starb in der Blüte der Jahre, und wieder ein anderer wurde durch den Zwang in der Karlsschule melancholisch und trug sich mit Selbstmordgedanken. Schiller selbst hatte hart mit Schwermut zu kämpfen. Da half ihm zweierlei: einmal die ihm im Elternhause zunächst unter der Form des Bibelglaubens fest eingeimpfte strenge Moral, und dann die in ihm auftauchende Idee eines neuen Berufs, der den ihm abgeschnittenen Beruf eines Predigers

---

14) Briefe Nr. 133. — 15) Briefe Nr. 422.

ersetzen könne. Die Kenntnis Shakespearischer Dramen, des Ugolino von Gerstenberg, des Götz von Goethe, des Julius von Tarent von Leisewitz hatte ihm die Macht der dramatischen Kunst fast stärker erwiesen als die der Moral und der Religion: „Wenn keine Moral mehr gelehrt wird, keine Religion mehr Glauben findet, wenn kein Gesetz mehr vorhanden ist, wird uns Medea noch anschauern, wenn sie die Treppen des Palastes herunterwankt und der Kindermord jetzt geschehen ist. Heilsame Schauer werden die Menschen ergreifen, und in der Stille wird jeder sein gutes Gewissen preisen, wenn Lady Macbeth, eine schreckliche Nachtwandlerin, ihre Hände wäscht und alle Wohlgerüche Arabiens herbeiruft, den häßlichen Mordgeruch zu vertilgen. So gewiß sichtbare Darstellung mächtiger wirkt als toter Buchstab und kalte Erzählung, so gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder als Moral und Gesetze."[16]) Von jetzt ab steht klar vor ihm das Bild des, was er werden soll, des, was er werden will. „Es ist ein großer Augenblick des Lebens, wo der Jüngling über seine künftige Bestimmung entscheidet, wo er sich den eigenen Lebensweg wählt, wo ein mächtiger Entschluß den jungen vollen Geist ergreift, wo ihm alles zu eng ist und er in die Wolken flieht, um einen Ruhepunkt zu finden."[17]) Oder mit andern Worten: „Es ist ein ungeheures, namenloses Gefühl, wenn das Innere seine eigene Kraft erkennt, wenn es klarer und immer klarer in ihm wird, und unser Geist

---

[16]) Schiller, Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet. — [17]) Mündliche Äußerung von Christiane von Wurmb. Karoline v. Wolzogen, Schillers Leben, 1830, II, 223.

sich fest und stark erhebt. In uns fühlen wir alles, die Kraft strebt zum Himmel empor und findet um sich kein Ziel."[18])

Und nun wuchs Schiller mit seinem höheren Zwecke, und keine Hindernisse vermochten ihn aus seiner Bahn zu lenken. Er übersprang sie alle. Das medizinische Studium hatte wenig Reiz für ihn, und die Neigung zum Dichten hatte ihn und seinen Freund von Hoven vielfach von der Berufsarbeit abgelenkt. Jetzt, wo er den Gedanken klar erfaßt hat, sich ganz der Dichtkunst zu widmen, zugleich aber erkennt, daß er dazu erst die Tore der Karlsschule hinter sich haben müsse, da findet er die Beharrlichkeit, erst das nächste Ziel ins Auge zu fassen und seine medizinische Prüfung zu bestehen. Hoven schreibt darüber in seiner Selbstbiographie, daß ihm das Studium der Medizin durch den Einblick in Hefte des vormaligen Professors Brendel auf einmal lieb geworden sei, „bei Schiller wirkte zur Ausführung dieses Entschlusses sein fester Charakter."

Ende 1780 wurde Schiller aus der Karlsschule entlassen, nachdem die letzten Monate nach Abschluß der Prüfungsarbeiten ihm bereits wieder Zeit zur Arbeit an seinen Räubern gegeben hatten. Aber zu seinem tiefsten Schmerze mußte er erfahren, daß mit dem Austritt aus der Schule seine Ketten zwar verlängert, aber nicht gelöst waren. Der Herzog verbot ihm das Dichten, oder doch die Veröffentlichung seiner Dichtungen ohne seine

---

[18]) Karoline v. Wolzogen, Schillers Leben. 1830, II, 222 und 223.

Zustimmung. Da entschloß sich Schiller zum Äußersten auf die Gefahr schwerer Kerkerhaft hin, wie sie Schubart erlitten, und riß sich vom Elternhaus und Vaterlande durch die Flucht nach Mannheim los.

In dem herrlichen Buche über Schillers Flucht hat sein rührend bescheidener, opferfreudiger Freund Andreas Streicher uns ergreifend Schillers Kampf gegen die äußere Not des Lebens, gegen den Alb der immer wachsenden Schuldenlast geschildert und mit begeisterter Bewunderung die Kraft des Genius dargestellt, wie er in Augenblicken demütigender Enttäuschungen die Qual an seinem Stolze erlahmen ließ.[19]) Solch ein Moment war's, als der junge Dichter sich mit schwerem Herzen bezwungen hatte, dem Theaterintendanten Freiherrn von Dalberg seine Geldnot brieflich darzulegen und einen Vorschuß auf seinen Fiesko zu erbitten, und als er ganz gegen seine Erwartung eine kühl ablehnende Antwort des Freiherrn durch Vermittlung seines Freundes Meier in Frankfurt a. M. erhalten hatte. Nachdem Schiller das Schreiben Meiers gelesen hatte, so berichtet Streicher, blickte er „gedankenvoll durch das Fenster, welches die Aussicht auf die Mainbrücke hatte. Er sprach lange kein Wort, und es ließ sich nur aus seinen verdüsterten Augen, aus der veränderten Gesichtsfarbe schließen, daß Herr Meier nichts Erfreuliches gemeldet habe. — Wenige junge Männer würden sich in gleichen Umständen mit Mäßigkeit und Anstand über eine solche Versagung ausgesprochen haben. Schiller aber bewies

---

[19]) Die Räuber, IV, 5.

auch hierin sein reines, hohes Gemüt; denn er ließ nicht die geringste Klage hören; kein hartes oder heftiges Wort kam über seine Lippen, ja nicht einmal eines Tadels würdigte er die erhaltene Antwort, so wenig er sich auch vor seinem jüngeren Freunde hätte scheuen dürfen, seinen Unmut auszulassen. Er sann alsobald nur darauf, wie er dennoch zu seinem Zweck gelangen könne, oder was zuerst getan werden müsse."[20]) „Man kann uns niedrig behandeln," schrieb Schiller später in seiner Maria Stuart, „nicht erniedrigen."

Hier zeigte sich Schillers erhabene Natur. Sein Leben hindurch haben die Schulden schwer auf ihm gelastet, und die Jahre seines späteren höchsten geistigen Strebens waren ein fast beständiger Kampf gegen den Tod. Aber seine Schulden haben ihn nie erniedrigt, und seine Krankheit hat seinen Eifer zum Dichten fast mehr angefacht als gelähmt. Auch hier galt immer für ihn das Wort seines Karl Moor: „Soll ich dem Elend den Sieg über mich einräumen? Nein! ich will's dulden!" „Welche Macht sein Geist," schrieb seine Gattin im Februar 1806 von ihm, „über den Körper gewann, zeigte seine Kränklichkeit, sein langes Leiden. — Oft, wenn er gelitten, was kein anderer ertragen hätte, fand man ihn heiter, ruhig, und durch seine Reflexionen über fremde Gegenstände gelang es ihm, sich zu vergessen. — Man möchte wohl sagen, daß Jahrtausende dazu gehören, um einen Geist wie den zu wiederholen."[21])

---

[20]) Streicher, Schillers Flucht, S. 112 ff. — [21]) Charlotte v. Schiller, I, 108.

Und Goethe hatte geradezu den Eindruck, daß die Idee der ideellen Freiheit Schiller getötet habe: „denn er machte dadurch Anforderungen an seine physische Natur, die für seine Kräfte zu gewaltsam waren.“[22]) Wenn er tief in einer Arbeit war, gönnte er sich nicht die Zeit, ins Freie zu gehen, und in der Zeit seiner jungen Ehe arbeitete er, wie er am 18. Juni 1790 an Körner schrieb, um sich den Unterhalt zu sichern, täglich, lesend oder schreibend, vierzehn Stunden. In dieser und der kurz vorangegangenen Zeit, wo er des Geldes zur Begründung des eigenen Hausstandes so bedürftig war, überkam ihn wohl einmal ein Gefühl des Unmuts, wenn er seine bedrängte Lage mit der Goethes, zu dem er eifersüchtig aufsah, verglich: „Wie leicht wird sein Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen.“[23]) Aber bald fand er stets seinen frischen Mut wieder, und so kühl sich Goethe gegen ihn verhielt, er verzweifelte nicht, auch seine Anerkennung zu gewinnen: „Es ist eine Sprache, die alle Menschen verstehen, diese ist: gebrauche deine Kräfte. Wenn jeder mit seiner ganzen Kraft wirkt, so kann er dem andern nicht verborgen bleiben. Dies ist mein Plan. Wenn einmal meine Lage so ist, daß ich alle meine Kräfte wirken lassen kann, so wird er und andere mich kennen, wie ich seinen Geist jetzt kenne.“[24]) Zu stolz, Goethes Wohlwollen sich etwa erschmeicheln zu wollen oder durch andere sich vermitteln zu lassen, war Schiller kühn genug zu hoffen,

---

[22]) Eckermann 18. Januar 1827. — [23]) Briefe Nr. 385. — [24]) Briefe Nr. 378.

er werde durch Ausbildung seiner Eigenart bis zur höchsten Vollkommenheit Goethes Freundschaft erzwingen, und als ein glücklicher Zufall beide Dichter nach dem bekannten naturwissenschaftlichen Vortrage in Jena im Jahre 1794 zu einem anregenden Gespräche vereinigte, von dem auch Goethe „eine Epoche" rechnete,[25]) da wußte Schiller den Zufall zum Zwecke zu gestalten. Er schrieb am 23. August 1794 jenen Brief aller Briefe, in dem er mit freundschaftlicher Hand die Summe der Existenz Goethes zog und ihm in schärfster Dialektik zuerst ihrer beider Verschiedenheit auseinanderlegte, sodann aber ausführte, wie der rechte Realist und der rechte Idealist sich doch auf halbem Wege begegnen und vereinigt erst sich zum Ideal vollkommener Menschheit ergänzen. Er erreichte, was er bewußt und groß erstrebt hatte, und überwand Goethes „alten Groll"[26]) gegen sich. Er selber war ja lange schon Goethes Freund gewesen, ehe jener ihn noch als solchen anerkennen mochte. Nun standen sie „für einen Mann und gingen mit Macht und Glück und Lust durchs Leben hin,"[27]) und jeder sah in aufrichtiger Anerkennung zum andern empor. Schon am 25. Februar 1789 hatte Schiller an Körner geschrieben: „Aber mit Goethe messe ich mich nicht, wenn er seine ganze Kraft verwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich und dabei weit mehr Reichtum an Kenntnissen, eine sichere Sinnlichkeit, und zu allem diesem einen durch Kunstkenntnis aller Art

---

[25]) An Schiller 27. August 1794. — [26]) Goethe, Erste Bekanntschaft mit Schiller. — [27]) Goethe, Tasso, III, 1.

geläuterten und verfeinerten Kunstsinn, was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt." Und elf Jahre später bezeugte er, daß Goethe eine hohe Wahrheit und Biederkeit in seiner Natur habe und den höchsten Ernst für das Rechte und Gute. So habe er für ihn den höchsten Wert von allen Menschen, die er persönlich kennen gelernt.[28]) Und Goethe sprach später in lebhaftem Gedenken an den früh verlorenen Freund die aus seinem Munde fast allzu demütigen Worte über ihn: „Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein. Wir andern dagegen fühlen uns immer bedingt."[29])

Wie Schillers Leben, so durchwehte seine Dichtungen ein erhabener Zug, und das darf man im allgemeinen gewiß von ihnen sagen als Lob, oder, wie andere wollen, als Tadel, daß sie „hoch überm niedern Erdenleben" schweben und daß der Hörer, wenn sie an sein Ohr klingen, sich von jeder eitlen Bürde zur Geisterwürde aufrafft und in heilige Gewalt tritt.[30]) In allen drückt sich des Dichters erhabenes Individuum lebendig ab,[31]) wie sein Genius tatenvoll entbrennt, das Tote bildend zu beleben, und der Gedanke beharrlich ringt, das Element sich zu unterwerfen.[32]) Anfangs verlockte den Dichter jede große Kraft, die er darstellt, zur Übertreibung ins Kolossale, später, als die gesättigte Kraft zur Anmut zurückkehrte,[33]) reizte es ihn, den Adel großer Seelen, der sich in der Not und im Tode

[28]) Briefe Nr. 1639. — [29]) Eckermann 11. September 1828. — [30]) Schiller, Die Macht des Gesanges. — [31]) Vgl. Briefe Nr. 887. — [32]) Schiller, Das Ideal u. das Leben. — [33]) Schiller, Die Geschlechter.

bewährt, sanfter, wenn auch nicht minder groß zu gestalten. Immer aber, wo er Menschen schildert, ist ihm „der Mensch eine Person, ein Wesen also, welches selbst Ursache, und zwar absolute Ursache sein, welches sich nach Gründen, die es aus sich selbst nimmt, verändern kann."[34]) „Durch Schillers alle Werke," sagte Goethe richtig, „geht die Idee der Freiheit, und diese Idee nahm eine andere Gestalt an, sowie Schiller in seiner Kultur weiter ging und selbst ein anderer wurde. In seiner Jugend war es die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte und die in seine Dichtungen überging, in seinem späteren Leben die ideelle."[35])

„Schillers Dichtergenie," bemerkt Humboldt, „war auf das engste an das Denken in allen seinen Tiefen und Höhen geknüpft, es tritt ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellektualität hervor, die alles, ergänzend, spalten, und alles, verknüpfend, zu einem Ganzen vereinen möchte."[36]) Die Reflexion, die Philosophie reizte ihn früh. An alles Sinnliche knüpfte er Ideen, jedes Kleine vergrößerte er. Früh schon entschied er sich im Verkehr mit den Kameraden für oder gegen die einzelnen in Abneigung oder begeisterter Freundschaft. Alles, was er trieb, im Spiel wie in der Arbeit, trieb er mit voller Teilnahme, mit tiefem Ernst. In der Schule gehörte er als Kind zu den besten Schülern, bei den Spielen gab er unter seinen Kameraden den Ton an. Wer ihm Freundliches erwies, war seiner lebhaften Dankbar-

---

[34]) Schiller, Anmut und Würde. — [35]) Eckermann d. 18. Januar 1827. — [36]) Vorerinnerung zum Briefwechsel mit Schiller, S. 10.

keit sicher: „Ich habe schlechterdings keine Anlage, undankbar zu sein.“[37]) Gern erwies er andern Liebes, schenkte freiwillig von seinen Habseligkeiten an Ärmere, kein Opfer war ihm für die Freunde zu groß, und schon als Kind schwelgte er in Gedanken, wie er einstmals als Geistlicher andere segnen und zu Gott führen könne. Gute und große Taten bedeutender Männer zu hören, konnte er nicht müde werden. Sie erregten seine Begierde, ihnen nachzueifern, und jedes Gute, das er hörte oder von andern erfuhr, weckte die kühnsten Hoffnungen, wie er Gleiches wirken, Größeres vergelten könne: „Ich habe einen so unglücklichen Hang zu vergrößern, daß oft geringe Veranlassungen meine Hoffnung schwindelnd fortreißen, daß oft der kleinste Umstand mir ein Samenkorn von etwas Unendlichem wird.“[38]) Und wie im Leben, so steigerte er in der Dichtung jede Empfindung bis ins Unendliche, ja ein bloßer Gedanke an Niederes oder Hohes im Menschenleben konnte ihn hinreißen zum Fluche oder Segen, zur erbittertsten Geißelung oder zur begeistertsten Verherrlichung. Der Gedanke an einen Eroberer oder schlimme Monarchen reizt ihn zu übertriebener Darstellung ihrer teuflischen Lust, die Untertanen zu quälen, oder ihrer einstigen Qual beim Gerichte Gottes,[39]) und der bloße Anblick eines Weibes, oder das Horchen auf ihr Klavierspiel läßt seine Phantasie hinausschweifen in die unendlichen Bahnen der Liebe und Sympathie, die alle Körper des Weltalls, die lebenden,

---

[37]) Briefe Nr. 120. — [38]) Briefe Nr. 125. — [39]) Schiller, Der Eroberer.

wie die toten, in ewiger Anziehung aneinander reißt.[40]) Nicht die Natur und das eigene Leben, sondern Reflexionen und Ideen wecken seine dichterische Kraft, und Philosophieren und Dichten wirken bei ihm wechselseitig aufeinander: „Mein Verstand," schrieb er am 31. August 1794 an Goethe, „wirkt eigentlich mehr symbolisierend, und so schwebe ich als Zwitterart zwischen dem Begriff und der Anschauung, zwischen der Regel und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopf und dem Genie. Dies ist es, was mir, besonders in früheren Jahren, sowohl auf dem Felde der Spekulation als der Dichtung ein ziemlich linkisches Ansehen gegeben; denn gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philosophieren sollte, und der philosophische Geist, wo ich dichten wollte. Noch jetzt begegnet es mir häufig genug, daß die Einbildungskraft meine Abstraktionen, und der kalte Verstand meine Dichtung stört. Kann ich dieser beiden Kräfte insoweit Meister werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Grenzen bestimmen kann, so erwartet mich noch ein schönes Los; leider aber, nachdem ich meine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit, meine physischen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geistesrevolution werde ich schwerlich Zeit haben in mir zu vollenden, aber ich werde tun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerte aus dem Brande geflüchtet."

---

[40]) Schiller, Laura am Klavier.

Schillers Dichtungen sind keine Tendenzdichtungen. Alle seine Trauerspiele verfolgen einzig den Zweck, der in dem Begriff der Tragödie selbst liegt: sie wollen Rührung erzeugen über des Geistes tapfere Gegenwehr gegen ein Leiden oder eine Schuld des Helden, die doch mehr Schicksal als Schuld zu sein scheint. Der Mensch unterliegt dem Leiden physisch oder büßt eine Schuld, aber seine moralische Freiheit bleibt unbezwungen, die Größe seines Charakters ungebrochen, oder es wird wenigstens der schuldige Held in seines Lebens Drang unserm Herzen menschlich näher gebracht. Dieser Gedanke ist allen seinen Dramen gemeinsam und liegt, wie gesagt, in dem Wesen der Tragödie selbst. Aber die Form, in der das Leiden oder die Schuld des Helden dargestellt wird, ist verschieden. In den Jugenddramen und im Tell kämpft der Held gegen die äußeren Verhältnisse, gegen die Falschheit in unserer Zivilisation, gegen Übermut der Großen, gegen Scheinheiligkeit der Pfaffen, gegen Unnatur der Verwandten, gegen die brutale Macht des Geldes und die niedrige Gewinnsucht in allen Ständen. Die Rache ist das Gewerbe des Räubers Moor, die hinterlistige politische Intrigue ist die Waffe des ehrsüchtigen Fiesko gegen die Tyrannen wie gegen die Republikaner, um seinem unersättlichen Ehrgeiz Genüge zu tun. Verzweifelnd kämpft die Liebe Ferdinands und der Luise Millerin gegen die Kabalen des kalten Strebers am Hofe, seines Vaters, und des schleichenden Rivalen Wurm, und im Tell reizt die tückische Bosheit der Landvögte den ruhigen Landmann Tell zum Meuchelmord, und das friedlichste Volk

wird zur Revolution getrieben, um seine ewigen Rechte gegen Tyrannenmacht vom Himmel herabzuholen. In diesen Dramen handelt es sich also in erster Reihe um physische Freiheit. Anders liegt es in der Maria Stuart, der Jungfrau von Orleans und der Braut von Messina, wo Maria, Johanna und Don Cesar ihre Leiden als eine von Gott gesandte Buße in den eigenen Willen aufnehmen und damit wenigstens ideell frei bleiben. Gewissermaßen in der Mitte stehen Don Carlos und Wallenstein. Das Ziel des Marquis ist die Befreiung der Niederlande; durch seinen Opfertod gewinnt Carlos den ideellen Sieg über seine verbotene Liebe zur Königin.

„Es gibt ein höher wünschenswerter Gut
Als dich besitzen,"

das Gut, einer großen Idee leben und sterben zu können, wie sein großer Freund. Carlos selbst geht zugrunde, aber der Hörer des Dramas weiß, daß seine Idee den Sieg davongetragen hat, daß auch physisch die Freiheit das Spiel gewonnen hat und sanftere Jahrhunderte Philipps Zeiten verdrängt haben.

Wallenstein spielt mit dem Gedanken des Verrats. Als das Spiel entdeckt wurde und er vor die furchtbare Wahl gestellt wird, entweder seinem Ehrgeiz zu entsagen oder den Verrat tatsächlich zu vollziehen, rafft er aus allen Zweifeln seine Willenskraft auf, wird zum Verräter und kämpft physisch gegenüber seinem undankbaren Kaiser und seinen treulosen Freunden, aber zugleich faßt er den Tod seines jungen Freundes Max als Sühne seiner Schuld auf:

2*

„So kann mich keines Glückes Gunst mehr freuen,
Als dieser Schlag mich hat geschmerzt."

Getreu seinem Charakter erstrebt er ehrgeizig immer höhere Macht, aber er fühlt, daß er sich den bösen Mächten ergeben hat, daß seine Untreue wie jede Untat ihren Racheengel, die böse Hoffnung, unter ihrem Herzen trägt, und er erwartet, daß der Rache Stahl auch schon für seine Brust geschliffen sei. Frei und bewußt geht er seinem Verhängnis entgegen.

Und wie überreich ist jedes der Dramen Schillers an Stoff und Gehalt, besonders an Menge scharf gezeichneter großer Charaktere neben dem Helden, wie groß sind die Gegenstände der Handlung, wie reich der Gedankenschatz, wie gewaltig und erhaben die Sprache! „Sein Talent," sagte Goethe, „war recht fürs Theater geschaffen. Mit jedem Stücke schritt er vor und ward er vollendeter."[41]) Und nicht nur vom Schriftsteller hatte Goethe diesen Eindruck, sondern auch von Schillers Persönlichkeit: „Alle acht Tage war er ein anderer und ein vollendeterer; jedesmal, wenn ich ihn wiedersah, erschien er mir vorgeschritten in Belesenheit, Gelehrsamkeit und Urteil. — Er war ein prächtiger Mensch."[42]) Und wieder gedachte Goethe bewundernd der Gradheit und Großheit des Schillerschen Charakters nach dem Lesen von mündlichen Äußerungen Schillers, die Fräulein von Wurmb aufgeschrieben hatte: „Schiller erscheint hier, wie immer, im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur; er ist so groß am Teetisch, wie er es im Staatsrat ge-

[41]) Eckermann 18. Januar 1825. — [42]) Ebenda.

wesen sein würde. Nichts geniert ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab. Was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken."[43]) Ein andermal sagte er in scherzhafter Übertreibung: „Schiller konnte gar nichts machen, was nicht immer bei weitem größer herauskam als das Beste dieser Neueren; wenn er sich die Nägel beschnitt, war er größer als diese Herren."[44])

Wenn Goethe bei aller Anerkennung der dichterischen Kraft Schillers, in der Art seines Dichtens doch auch, wie manche seiner Äußerungen dartun, einige Mängel fand, einen Hang zur Grausamkeit, Pathologisches aus Überreizung seiner Körperkräfte, eine überwiegende Neigung zur Reflexion, eine Scheu zu motivieren und dergleichen — den Menschen Schiller, seinen freien, willensstarken Charakter, hat Goethe uneingeschränkt und stets erhöhter bewundert. Das zeigen schon mehrere seiner oben angeführten Worte, besonders aber die beiden hier folgenden Aussprüche. In seinem Epilog zu Schillers Glocke rühmte er staunend dem verklärten Freunde nach:

„Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine,"

und an Zelter schrieb er am 9. November 1830 jene wunderbare, ganz aus dem Augenblicke geborene Verherrlichung Schillers, die höchste von allen, die ihm je

---

[43]) Eckermann d. 11. September 1828. — [44]) Eckermann d. 17. Januar 1827.

nachgerufen worden sind: „Jedes Auftreten von Christus, jede seiner Äußerungen gehen dahin, das Höhere anschaulich zu machen. Immer von dem Gemeinen steigt er hinauf, hebt er hinauf. — — Ich will nicht zu sagen unterlassen, was mir gerade einfällt. Schiller war eben diese Christustendenz eingeboren, er berührte nichts Gemeines, ohne es zu veredeln.“

„Es ist ebenso unmöglich, Schillers Bild zu entwerfen, als wie einen Naturgegenstand, als das Meer und den Rheinfall zu malen. — Groß und schön, wie ein höheres Wesen, stand er da; sein Herz, seine Liebe umfing die Welt, die er erblickte, aber die Welt kam seinem Geist nicht nahe. Sie erschien ihm nur in dem reinen Spiegel seiner Seele wieder. Er war einfach und liebenswürdig in seiner Erscheinung, klug und bedeutend immer, kein fades Wort sprach sein Mund aus."

(Urlichs, Charlotte v. Schiller, I, 106.)

2. Äußere Erscheinung und der Eindruck der Persönlichkeit.

Wer Schillers Bild recht erfassen wollte, der mußte ihn nach den Berichten derer, die ihm am nächsten standen, in begeisterter Arbeit oder in angeregtem Gespräche sehen:

„Dann glühte seine Wange rot und röter
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Mut, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme." [1])

Seine Gesichtszüge waren nicht eigentlich schön, aber der Kopf und die ganze Gestalt gaben seiner Erscheinung etwas Edles, etwas Stolzes und Großartiges. Der Ausdruck seines Gesichts war bedeutend, anziehend und voll

---

[1]) Goethe, Epilog zu Schillers Glocke.

Anmut. „Anmut ist die Schönheit der Gestalt unter dem Einfluß der Freiheit, die Schönheit derjenigen Erscheinungen, die die Person bestimmt.“ Sein sittlicher Geist prägte sich in dem ganzen Bezeugen seiner Haltung, seiner Bewegungen, seiner Mienen aus; denn „endlich bildet sich der Geist sogar seinen Körper, und der Bau selbst muß dem Spiele folgen, so daß sich die Anmut zuletzt nicht selten in architektonische Schönheit verwandelt.“[2])

Wir haben viele Bilder Schillers, von Zeitgenossen nach dem Leben entworfen. Drei darunter bezeichnet Karoline von Wolzogen als die ähnlichsten, die Ölgemälde von Anton Graf und Ludovike Simanowiz und die Büste von Dannecker. Grafs Bild zeigt uns den Dichter in sinnender Stellung, mit hellem Blick, voll milden Ernstes; Ludovike Simanowitz hat ihn als freundlichen Dulder dargestellt. Beide Gemälde übertrifft an Ähnlichkeit und an geistvoller Auffassung Danneckers Büste, namentlich in ihrer zweiten Gestaltung als Kolossalbüste. Hier ist der kühn hervordrängende Genius verkörpert, dem das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt hat,[3]) und die reinen Züge und die hoheitblickende Gestalt dieser Büste bewähren, was Goethe von Schillers Körper und Geistesgaben bestätigt hat, daß an ihm alles stolz und großartig gewesen sei.[4])

Als Dannecker die Nachricht von dem Tode Schillers erhielt, den er begeistert verehrt und geliebt hatte, da schrieb er: „Ich glaubte, die Brust müßte mir

---

[2]) Schiller, Anmut u. Würde u. Wallensteins Tod, III, 13. — [3]) Schiller, das Glück. — [4]) Eckermann d. 18. Januar 1825.

zerspringen, und so plagte mich's den ganzen Tag. Den andern Morgen beim Erwachen war der göttliche Mann vor meinen Augen, da kam mir in den Sinn, ich will Schiller lebig machen, aber der kann nicht anders lebig sein als kolossal. Schiller muß kolossal in der Bildhauerei leben, ich will eine Apotheose." Und als sein König ihn 1806 in seiner Werkstätte besuchte und vor Schillers Büste ausrief und fragte: „Potztausend, wie groß! — aber warum so groß?" da entgegnete der Meister treuherzig: „Ihr Durchlaucht, Schiller muß so groß sein," und auf die weitere Frage des Königs: „Aber was wollen Sie damit machen?" lautete die wiederum herrliche Antwort: „Ihr Durchlaucht, der Schwab muß dem Schwaben ein Monument machen."[5])

Schweigend soll Schillers Gattin bei einem Besuche in Stuttgart vor diesem Werke lange gesessen und dann zu ihren Söhnen gesagt haben: „Kinder, küßt dem Manne die Hand, der euren Vater so fortleben läßt."[6]) An ihren Sohn Ernst schrieb sie 1819: Die Büste des geliebten Vaters steht wie ein Trost aus einer höhern Welt vor den Augen."[7])

Und in der Tat ist Danneders Büste die vollkommenste Verklärung des Dichters. Wunderbar ist die Anmut der Züge mit der Würde seines Charakters verschmolzen. Hier trifft Schillers Wort zu, das er in bezug auf den vatikanischen Apollo geschrieben hat[8]): „Zwei Blicke auf denselben sind genug, dir mit

[5]) Speidel u. Wittmann, Bild. a. d. Schillerz. S. 69. — [6]) Hoffmeister, Schillers Leben sc. V., 342. — [7]) Schmidt, Schillers Sohn Ernst. S. 178. — [8]) Schiller, Der Antikensaal zu Mannheim.

entscheidender Gewißheit zu sagen: du stehst vor einem Unsterblichen."

Die Bilder Schillers finden ihre Ergänzung durch Beschreibungen des Eindrucks seiner Gestalt und Züge aus seinen verschiedenen Altersstufen, die uns Zeitgenossen überliefert haben. Aber wenn schon die bildenden Künstler dieselben Menschen verschieden auffassen, so werden die Eindrücke der Menschen, die nicht Künstler sind, erst recht mit Vorsicht aufzunehmen sein. Anders gibt sich der einzelne Mensch in verschiedenen Lagen seines Lebens und verschiedenen Menschen gegenüber. Anders sehen ferner oft die Frauen als die Männer; anders die Augen der Liebe, anders die der Neugier; anders die Freunde, anders die Gegner; anders frohe Jugendgenossen, anders ernste, gereifte Lebensgefährten. Man muß eine Reihe solcher Beschreibungen zusammenfassen, um das herauszugreifen, was zum wirklichen Bilde des Beschriebenen gehört, und man muß ausscheiden, was etwa übertriebene Bewunderung oder persönliche Gereiztheit oder Augenblicksstimmungen der Beschreibenden in das Bild fälschlich hineinretouchiert haben.

Von dem kleinen Friedrich Schiller trug die ältere Schwester Christophine bis in ihr hohes Alter ein unauslöschliches Bild in der Seele, wie er, wenn der Vater aus der Bibel vorlas, von seinen liebsten Spielen herbeikam und andächtig horchte: „Es war ein erfreuender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf seinem jugendlichen Gesichte zu sehen. Seine frommen, blauen Augen zum Himmel gerichtet, das rötlich-gelbe Haar, das seine feine Stirn ummalte, und die kleinen, mit Inbrunst

gefalteten Hände gaben ihm ein himmlisches Ansehen; man mußte ihn lieben."[9])

Schon über die Haarfarbe gehen die Meinungen auseinander: Der Jugendfreund Scharffenstein[10]) sagt, das Haar war rot, von der dunklen Art, Streicher[11]) nennt es rötlich, Charlotte von Schiller[12]) schreibt: „Schiller hatte keine dunklen Haare; er hatte sehr blonde, hellgelbe Haare," und in Karoline von Wolzogens Leben Schillers[13]) lesen wir: „Sein Haar war lang und fein und fiel ins Rötliche." Ulrichs endlich, der Herausgeber des Buches „Charlotte von Schiller und ihre Freunde," bemerkt zu der angezogenen Stelle: „Die noch vorhandenen Haare sind ganz rötlich."

Von den Augen sagt Scharffenstein, sie seien rot umgrenzt, die Augenlider meistens inflammiert gewesen, als Farbe der Augen nennt er dunkelgrau. Streicher hebt den tiefen, kühnen Adlerblick hervor und das schnelle Blinzeln der Augen beim lebhaften Sprechen; Karoline von Wolzogen schreibt über die Augen: „Die Farbe war unentschieden, zwischen blau und lichtbraun. Der Blick unter dem hervorstehenden Stirnknochen und den blonden, ziemlich starken Augenbrauen (Scharffenstein nennt auch diese rot), warf, nur selten und im Gespräch belebt, Lichtfunken; sonst schien er, in ruhigem Schauen mehr in das eigene Innere gekehrt, als auf die äußeren Gegenstände gerichtet; doch drang er, wenn er auf andere fiel, tief ins Herz." Goethe nennt Schillers Augen

[9]) Archiv für Literaturgeschichte, IV, 482. — [10]) Morgenblatt 1837, Nr. 56—58. — [11]) Schillers Flucht. S. 65. — [12]) Charlotte v. Schiller und ihre Freunde I, S. 109. — [13]) Bd. II, S. 292.

sanft.[14]) Schiller selbst erwähnt in einem Brief an seine spätere Gattin sein „kurzes Gesicht“.[15])

Von seiner ganzen Gestalt gibt uns aus der Jugendzeit Scharffenstein ein Bild. Es ist absichtlich in groben Strichen gezeichnet. Der Beschreiber will drastisch schildern, wie schwer sich Schillers Figur und freie Natürlichkeit, soweit sie sich auch in seinem Körper ausdrückte, in die Schnürbrust der Uniformen des Karlsschülers und des Regimentsmedikus einzwängen ließen. Scharffenstein wollte die Komik dieses unnatürlichen Zwanges hervorheben und übertreibt nach Art der Komiker. Aber die Karikatur, die er liefert, zeigt uns doch wahre Züge, nur eben in Übertreibung. Wir haben ihm zwei Schilderungen zu danken, die des Karlsschülers und die des Regimentsmedikus: Sie stammen aus später Zeit, aus alter Erinnerung, aber das Bild des Jugendfreundes war ihm lebendig geblieben; Schiller hatte schon damals allen seinen Genossen den Eindruck einer bedeutenden Persönlichkeit gemacht, und der Verkehr mit ihm blieb allen seinen Freunden als ein höchstes Glück ihres Erdenlebens im Bewußtsein. Die ausführliche Schilderung des Regimentsmedikus Schiller lautet bei Scharffenstein folgendermaßen:

„Die Stunde, wo er auf der Parade sich präsentierte, war auch die erste des Wiedersehens. Aber wie komisch sah mein Schiller aus! Eingepreßt in der Uniform, damalen noch nach dem alten preußischen Schnitt, und, vorzüglich bei den Regimentsfeldschern, steif und

[14]) Eckermann 18. 1. 1825. — [15]) Briefe 276.

abgeschmackt; an jeder Seite hatte er drei steife, vergipste Rollen, der kleine militärische Hut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in dessen Gegend ein dicker, langer Zopf gepflanzt war, der lange Hals war in eine sehr schmale, roßhärene Binde eingezwängt. Das Fußwerk vorzüglich war merkwürdig: durch den den weißen Kamaschen unterlegten Filz waren seine Beine wie zwei Zylinder von einem größeren Diameter, als die in knappen Hosen eingepreßten Schenkel. In diesen Kamaschen, die ohnedies mit Schuhwichse sehr befleckt waren, bewegte er sich, ohne die Knie recht biegen zu können, wie ein Storch. Dieser ganze, mit der Idee von Schiller so kontrastierende Apparat war oft nachher der Stoff zu tollem Gelächter in unsern kleinen Kreisen."

Scharffenstein also sagt selbst, daß er in dieser Schilderung mehr das Kostüm, die unkünstlerische Unifom, die den Dichter komisch erscheinen ließ, gezeichnet habe, als seine eigentliche Figur. Er fügte daher noch eine Schilderung seiner natürlichen Gestalt hinzu. Hier entwarf der zeichnerisch begabte Freund zwar auch keineswegs ein geschmeicheltes Bild des jungen Dichters, aber die großen, starken Striche heben das Charakteristische treffend hervor: „Schiller war," so heißt es hier, „von langer, gerader Statur, lang gespalten, langarmig, seine Brust war heraus und gewölbt, sein Hals sehr lang; er hatte aber etwas Steifes und nicht die mindeste Eleganz in seiner Tournüre. Seine Stirn war breit, seine Nase dünn knorpelig, weiß von Farbe, in einem merklich scharfen Winkel hervorspringend, sehr gebogen auf Papageienart, und spitzig. Die roten Augenbrauen über den

tiefliegenden, dunkelgrauen Augen inklinierten sich bei der Nasenwurzel mehr zusammen. Diese Partie hatte sehr viel Ausdruck und etwas Pathetisches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck, die Lippen waren dünn, die untere ragte von Natur hervor, es schien aber, wenn Schiller sprach, als wenn die Begeisterung ihr die Richtung gegeben hätte, und sie drückte sehr viel Energie aus; das Kinn war stark, die Wangen blaß, eher eingefallen als voll, und ziemlich mit Sommerflecken besät; die Augenlider waren meistens inflammiert, das buschige Haupthaar war rot, von der dunklen Art. Der ganze Kopf, der eher geistermäßig als männlich war, hatte viel Bedeutendes, Energisches, auch in der Ruhe, und war ganz affektvolle Sprache, wenn Schiller deklamierte. Aber Schillers Stimme war kreischend, unangenehm, er konnte sie ebensowenig beherrschen als den Affekt seiner Gesichtszüge. Dieses hätte Schiller immer gehindert, ein erträglicher Schauspieler zu werden. Dannecker hat diesen Kopf unverbesserlich in Marmor gehauen."

In der Tat war Schiller von langer Statur. Er maß 1,79 Meter, 0,05 Meter mehr als Goethe,[16]) die Gestalt war hager, und er hielt sich aufrecht; das gab ihm auch nach v. Hovens Urteil etwas Steifes und Stolzes. Schon als er einst noch den Schlafsaal der Karlsschule durchschritt, soll eine Frau, die ihn beobachtete, gesagt haben:- „Sieh doch, der dort bildet sich wohl mehr ein als der Herzog von Württemberg."

[16]) Weltrich I, 324; Rollet, Goethe-Bildnisse, S. 9.

Seine Nachlässigkeit im Anzuge hat er in späterer Zeit überwunden. Charlotte von Schiller hat bestritten, daß seine Gestalt steif gewesen. „Es gibt," so urteilte sie, „nicht leicht eine schönere Gestalt."[17]) Aber sie fügte hinzu: „man sah, daß er militärisch erzogen war, an der Haltung seines Körpers." Das mag andern steif erschienen sein. Daß Schiller langgespalten und langarmig gewesen, finde ich sonst nicht bezeugt. Karoline von Wolzogen urteilte, daß Füße und Arme bei ihm in gutem Verhältnisse zu dem Ganzen gestanden hätten.[18]) Streicher und Göritz erwähnen der sich gegeneinander neigenden Kniee. Aber während Streicher nichts Abstoßendes darin sah, fand der Dekan Göritz noch in Schillers Jenenser Zeit die Haltung seines Körpers, seine ungestalteten Füße (was man in Tübingen Weinstühlchen nannte) und die sonderbaren Bewegungen seines Kopfes sehr unangenehm.[19]) Göritz hatte mit Schiller in der Zeit nach der schweren Krankheit verkehrt, wo der Todesmatte naturgemäß schlaff war. „Sein Gang," meldet Karoline von Wolzogen, „hatte gewöhnlich etwas Nachlässiges, aber bei innerer Bewegung wurde der Schritt fester."

Daß die Nase Schillers auf Papageienart gebogen war, hat, meines Wissens, nur Scharffenstein gesehen. Dem Freunde Petersen erschien sie in der gleichen Zeit eingedrückt,"[20]) und Streicher nennt sie „schön geformt". Schiller selbst hat im Scherz öfters geäußert, er habe,

---

[17]) Charlotte v. Schiller I, 110. — [18]) Karoline v. Wolzogen, Schillers Leben, II, 291. — [19]) Morgenblatt 1838 Nr. 222—227. — [20]) Weltrich, I, 327.

während sie von Natur kurz gewesen, in der Akademie so lange daran gezogen, bis sie spitz geworden sei. Es wird wahr sein, daß er als Jüngling die Angewohnheit gehabt hat, an seiner Nase zu zupfen, auch mag seine Nase nachher gewachsen sein, aber daß das Zupfen der Grund des Wachstums der Nase gewesen und Schiller sich so am eigenen Leibe als plastischer Künstler bewährt habe, ist natürlich nur ein Scherz.

Den blendend weißen Hals erwähnt auch Streicher;[21]) Karoline von Wolzogen nennt ihn auch schlank und etwas stark.[22]) Auch sein Gesicht war blaß und weiß, und er hatte sehr zarte Haut.[23]) Etwas entstellte ihn, ein ständiges schwarzes Fleckchen unter der Nase vom Tabakschnupfen. Aber der Professor Iden meinte: „An dem Manne ist alles liebenswürdig, selbst sein Schnupftabaksfleckchen unter der Nase kleidet ihn hold."[24]) Im Gespräche errötete er leicht.

Besonders ausdrucksvoll aber war in Schillers Gesicht die Partie des Mundes. Charlotte von Schiller erwähnt, eine fremde Behauptung abwehrend, Schiller habe keine aufgeworfenen Lippen gehabt; „der untere Teil des Gesichts ging vor, aber im Knochenbau."[25]) Karoline von Wolzogen sagt: „Das Kinn hatte eine angenehme Form und trat etwas hervor. Die Unterlippe, stärker als die obere, zeigte besonders das Spiel seiner momentanen Empfindung. Sein Lächeln war sehr anmutig,

---

[21]) Schillers Flucht S. 67. — [22]) Schillers Leben, II, 291. — [23]) Charlotte v. Schiller, I, 110. — [24]) Gräf: Goethe u. Schiller in Briefen von Heinrich Voß, S. 66. — [25]) Charlotte v. Schiller, I, 110.

wenn es ganz aus der Seele kam, und in seinem lauten Lachen, das sich verbergen zu wollen schien, lag etwas rein Kindliches."[26])

Das Lächeln, namentlich im Gespräch, hebt auch Streicher[27]) als besonders anmutig hervor, und Heinrich Voß[28]) bestätigte, daß Schillers Gesicht zwar, so lange man ihn ruhig sehe, finster und ernst erscheine, aber, durch eine freundliche Rede in Tätigkeit gesetzt, durchaus herzlich und liebevoll sei. Da habe er etwas gar Anmutiges in seiner Miene, sozusagen ein ernsthaftes Lachen, das seine majestätische Physiognomie von dem zu großen Ernste etwas herabstimme und mildere.

Noch ein Zug gehört zu Schillers Bilde, der wenigstens zeitweise im letzten Jahrzehnt leider oft das Mitleiden der Freunde auf ihn lenkte: der Leidenszug. „Sein Gesicht," sagte Goethe im Andenken an die erste Zeit seines Verkehrs mit Schiller, als dieser eben aus Schwaben zurückgekehrt war, „glich dem Bilde des Gekreuzigten."[29]) Aber er hat der Krankheit ihren endlichen Sieg schwer gemacht und seine Umgebung sein Leiden wenig merken lassen. Die Heiterkeit seiner Natur brach immer wieder durch, und der Verkehr in Ideen, in seinen Arbeiten, seinen Gesprächen und Briefen ließ ihn selbst Schmerzen und Todesgedanken immer wieder verscheuchen. „Lernt von ihm," schrieb seine Gattin nach seinem Tode für die Kinder auf, „euch selbst zu überwinden! Er war oft so leidend, fühlte tief, wie schmerz-

[26]) Schillers Leben, II, 292. — [27]) Schillers Flucht, 65—67. — [28]) Gräf, Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß, S. 24 und 55. — [29]) Eckermann, d. 31. März 1831.

lich es sei, das Leben unter dem Gefühl der Krankheit zu tragen, und doch gewöhnte sich sein Geist endlich über das körperliche Gefühl zu siegen. Er ergriff mutig jeden Anlaß, seinen Geist zu beschäftigen, und sobald es das drückende Gefühl des Schmerzes überwinden konnte, erriet man aus seinen Gesprächen nicht seine Leiden."[30])

Diese Worte weisen auf das eigentliche Lebenselement Schillers hin, das fast alle Freunde Schillers erkannt haben und am schärfsten vielleicht Wilhelm von Humboldt bezeichnet hat: „Anhaltend selbsttätige Beschäftigung des Geistes verließ ihn fast nie und wich nur den heftigeren Anfällen seines körperlichen Übels. Sie schien ihm Erholung, nicht Anstrengung. Dies zeigte sich am meisten im Gespräch, für das Schiller ganz eigentlich geboren schien."[31])

Nicht seine Stimme gab seinem Gespräche den Reiz, sondern der Gedankengehalt und die lebendige Auffassung jedes Gegenworts des mit ihm Sprechenden. In jedes angeschlagene Thema wußte er einzugehen und „raschgewandt, geistreich und sicherstellig" in heiterer Wechselrede den Kernpunkt der Sache herauszuschälen. Er hatte kein Gefallen daran, sich zu hören, es galt ihm, den Gegenstand nach allen Gesichtspunkten zu betrachten, die Wahrheit zu ergründen und ein gesichertes Urteil zu gewinnen. Humboldt hat die Gespräche Schillers der Art des Herderschen Redens gegenübergestellt: „Nie vielleicht

[30]) Charlotte v. Schiller, I, 105. — [31]) Briefwechsel zwischen Schiller und Wilh. v. Humboldt, S. 13.

hat ein Mann schöner gesprochen als Herder, wenn man ihn in aufgelegter Stimmung antraf. — Der Gedanke verband sich mit dem Ausdruck, mit der Anmut und Würde, die, da sie in Wahrheit allein der Person angehören, nur vom Gegenstande herzukommen scheinen. So floß die Rede ununterbrochen hin in der Klarheit, die doch dem eigenen Erahnen übrig läßt, und in dem Helldunkel, das doch nicht hindert, den Gedanken bestimmt zu erkennen. Aber wenn die Materie erschöpft war, so ging man zu einer neuen über. Man förderte nichts durch Einwendungen, man hätte eher gehindert. Man hatte gehört, man konnte nun selbst reden, aber man vermißte die Wechseltätigkeit des Gesprächs. Schiller sprach nicht eigentlich schön. Aber sein Geist strebte immer in Schärfe und Bestimmtheit einem neuen geistigen Gewinne zu; er beherrschte dies Streben und schwebte in vollkommener Freiheit über seinem Gegenstande. Daher benutzte er in leichter Heiterkeit jede sich darbietende Nebenbeziehung, und daher war sein Gespräch so reich an den Worten, die das Gepräge glücklicher Geburten des Augenblicks an sich tragen. Die Freiheit tat aber dem Gange der Untersuchung keinen Abbruch. Schiller hielt immer den Faden fest, der zu ihrem Endpunkt führen mußte, und wenn die Unterredung nicht durch einen Zufall gestört wurde, so brach er nicht leicht vor Erreichung des Zieles ab."[32]

„Schillers Stimme war," schrieb seine Schwägerin,

---

[32]) Briefwechsel zwischen Schiller und Wilh. v. Humboldt (1830), S. 13 ff.

„nicht hell noch volltönend, doch ergriff sie, wenn er selbst gerührt war oder überzeugen wollte. Etwas vom schwäbischen Dialekt hat er immer beibehalten. Er las seine Schauspiele und Gedichte gern selbst vor. Von eigentlicher Lesekunst besaß er wenig und legte auch keinen Wert darauf. Der Geist sollte nur zum Geiste sprechen und das Herz zum Herzen. Seine Stimme folgte nur der inneren Rührung seines Gemüts und wurde tonvoller, wie dieses sich lebendiger regte.“[33])

Es ist bekannt, daß wiederholentlich die Vorlesung seiner Schauspiele durch ihn selbst den Eindruck auf die Hörer völlig vereitelt hat.[34]) Scharffenstein hebt hervor, daß Schillers Kopf und Gesicht ganz effektvolle Sprache war, wenn er deklamierte, aber seine Stimme sei dann kreischend und unangenehm geworden. Auch Göritz überlieferte, es sei nicht auszuhalten gewesen, Schiller eins seiner Gedichte deklamieren zu hören. Er habe dabei einen widerlich singenden Schulton gehabt. Aber im freundschaftlichen Gespräch sei sie angenehm und, abgesehen von einer gewissen Heiserkeit, die Göritz auf das Tabakschnupfen schob, wohlklingend gewesen.

Aber gewaltiger eben als Stimme und Schönheit, als Talente, Wissen und Gewandtheit wirkt doch die Persönlichkeit, und ihre Macht offenbarte sich am hellsten in Schillers Gesprächen. Wer nur ihn in lebhaftem Gespräche sah, staunte über die Freiheit und sichere

---

[33]) Karoline v. Wolzogen, Schillers Leben, II, 293. — [34]) Streicher, Schillers Flucht, 90—95 und 207—208. Schmidt, Erinnerungen eines weimarischen Veteranen, S. 99 ff.

Unbefangenheit des sonst so bescheidenen, so schüchternen Menschen, und wer die Tiefe seines Geistes empfand und verstand, der fühlte sich, selbst wenn er sein groß Verdienst anfänglich unwillig anerkannt hatte, von seiner Kraft durchdrungen und willig sich in seinem Kreise festgebannt.[35])

So fiel er schon dem jungen Streicher bei der ersten Begegnung auf, ohne daß Streicher den jungen Karlsschüler kannte: Es war im Jahre 1780 in einer der öffentlichen Prüfungen in der Karlsschule, als Streicher ihn zuerst sah. Schiller disputierte in lateinischer Sprache als Opponent gegen einen medizinischen Professor. Auf Streicher machten die rötlichen Haare, die gegeneinander sich neigenden Knie, das schnelle Blinzeln der Augen, wenn er lebhaft opponierte, das öftere Lächeln während des Sprechens, besonders aber die schön geformte Nase und der tiefe, kühne Adlerblick, der unter einer sehr vollen, breitgewölbten Stirn hervorleuchtete, einen unauslöschlichen Eindruck.

Nach der Prüfung folgte der junge Musikus Streicher den Zöglingen der Karlsakademie in den Speisesaal. Da sah er, daß der Herzog sich mit demselben Schüler aufs gnädigste unterhielt, und dieser behielt gegen seinen Fürsten dasselbe Lächeln, dasselbe Augenblinzeln, wie gegen den Professor.

Im nächsten Jahre, 1781, erschienen die Räuber im Druck. Da ersuchte Streicher einen in der Akademie erzogenen musikalischen Freund, vermutlich Rudolf

[35]) Goethe, Epilog zu Schillers Glocke.

Zumsteeg, ihn mit dem Verfasser des namentlich die junge Welt begeisternden Schauspiels bekannt zu machen. Sein Wunsch wurde erfüllt, und er hatte die Überraschung, in dem Dichter der Räuber den Jüngling wiederzuerkennen, der an jenem Prüfungstage einen so tiefen Eindruck in ihm zurückgelassen hatte. Er hatte sich vom Verfasser der Räuber eine ganz andere Vorstellung gemacht. „Wie angenehm wurde diese vorgefaßte Meinung zerstreut!"

„Das seelenvollste, anspruchsloseste Gesicht lächelte dem Kommenden freundlich entgegen. Die schmeichelhafte Anrede wurde nur ablehnend mit der einnehmendsten Bescheidenheit erwidert. Im Gespräche nicht ein Wort, welches das zarteste Gefühl hätte beleidigen können.

Die Ansichten über alles, besonders aber Musik und Dichtung betreffend, ganz neu, ungewöhnlich, überzeugend, und doch im höchsten Grade natürlich.

Die Äußerungen über die Werke anderer sehr treffend, aber dennoch voll Schonung und nie ohne Beweise.

Den Jahren nach Jüngling, dem Geiste nach reifer Mann, mußte man seinem Maßstabe beistimmen, den er an alles legte, und vor dem vieles, was bisher so groß schien, ins Kleine zusammenschrumpfte, und manches, was als gewöhnlich beurteilt war, nun bedeutend wurde.

Das anfänglich blasse Aussehen, das im Verfolg des Gesprächs in hohe Röte überging — die kranken Augen — die kunstlos zurückgelegten Haare, der blendend weiße, entblößte Hals gaben dem Dichter eine Bedeutung, die ebenso vorteilhaft gegen die Zierlichkeit der Gesell-

schaft abstach, als seine Aussprüche über ihre Reden erhaben waren.

Eine besondere Kunst lag jedoch in der Art, wie er die verschiedenen Materien aneinander zu knüpfen, sie zu reihen wußte, daß eine aus der andern sich zu entwickeln schien, und trug wohl am meisten dazu bei, daß man den Zeiger der Uhr der Eile beschuldigte und die Möglichkeit des schnellen Verlaufs der Zeit nicht begreifen konnte.

Diese so äußerst reizende und anziehende Persönlichkeit, die nirgend etwas Scharfes oder Abstoßendes blicken ließ — Gespräche, welche den Zuhörer zu dem Dichter emporhoben, die jede Empfindung veredelten, jeden Gedanken verschönerten — Gesinnungen, die nichts als die reinste Güte ohne alle Schwäche verrieten — mußten von einem jungen Künstler, der mit einer lebhaften Empfänglichkeit begabt war, die ganze Seele gewinnen und der Bewunderung, die er schon früher für den Dichter hatte, noch die wärmste Anhänglichkeit für den Menschen beigesellen."[36])

Auch auf eine so trockene Natur, wie den Bibliothekar Reinwald in Meiningen, seinen späteren Schwager, machte Schiller im Gespräche einen überwältigenden Eindruck:

„Heute schloß Schiller mir sein Herz auf," schrieb der brave Philister in sein Tagebuch, „der junge Mann, der so früh schon die Schule des Lebens durchgemacht; und ich habe ihn würdig befunden, mein Freund zu heißen. Ich glaube nicht, daß ich mein Vertrauen einem

[36]) Streicher, Schillers Flucht, S. 65—68.

Unwürdigen geschenkt habe, es müßte denn alles mich trügen. Es wohnt ein außerordentlicher Geist in ihm, und ich glaube, Deutschland wird einst seinen Namen mit Stolz nennen. Ich habe die Funken gesehen, die diese vom Schicksal umdüsterten Augen sprühen, und den reichen Geist erkannt, den sie ahnen lassen."[37])

Unvergeßlich blieb er vielen, die auch nur eine kurze Zeit ihres Lebens mit ihm verkehrt hatten. Der Schauspieler Beck schrieb ihm 1801: „Zehn Jahre sahen wir uns nicht mehr, bald sind es zwanzig Jahre, wo das Band der Freundschaft geknüpft wurde! Ewig unvergeßlich ist mir jene Zeit! Es war die schönste meines Lebens." Ähnlich sehnte sich der Bildhauer Dannecker, dem Schiller bei seinem Besuch in der Heimat 1793 nahegetreten war, immer nach einem Wiedersehen mit dem Dichter: „Du warmer Mann," schreibt er ihm einmal, „würdest mich gewiß wieder aufgefrühren." (Aufgefrieren, auftauen.)[38]) Den gleichen Eindruck hatten die jungen Freunde Schillers, die sich als Hausfreunde dem jungen Jenaer Professor nach seiner Heirat eng hatten anschließen dürfen. Der Lievländer Gustav Behagel von Adlerskron schrieb an Schiller am 5. Oktober 1791 aus Stuttgart: „Hier finde ich keinen um mich, der nur in etwas dem Manne gliche, den ich zum Muster mir gewählt habe. — Alle die wissenschaftlichen Kenntnisse geben keine so wohlwollende Richtung der Empfindung, als wenn das Auge den Mann immer vor

[37]) Minor, Schillers Leben, II, 90. — [38]) Speidel u. Wittmann, Bilder aus der Schillerzeit, S. 62.

sich hat, um den sich alle vortrefflichen Eigenschaften vereinigen, der die ideenverknüpfende Kraft in der größten Stärke besitzt, um immer in einer weiten Sphäre von Schönheit und Größe tätig zu sein. Ach, ich darf nicht an meinen Verlust denken, sonst wird mir das Muß, das mich von Ihnen getrennt hat, noch weit schmerzhafter."[39])

Vier Jahre später schreibt der Philosoph Erhard an Schillers Gattin: „Wenn ich Schillers Unterhaltung genießen könnte, so würde ich sehr viel glücklicher sein als jetzt."[40]) Ebenso schrieb Fischenich am 1. März 1793 an Schiller: „Ich fühle es nur zu sehr, was ich seit unserer Trennung verlor und wie nichts diesen Verlust zu ersetzen vermag."[41])

Schwärmerischer klingen die Erinnerungen des Dichters und Landschaftsmalers Karl Graß. Da heißt es im Briefe an Schiller vom 3. Juni 1791: „Ich fühl' es mit gerührtem Herzen, wie viel ich Ihnen zu danken habe, und wie, von Ihnen erwärmt und ermuntert, meine Seelenkräfte höher sich zu heben strebten. Daher kann ich sagen, daß Ihr Verlust mir unersetzlich ist, weil nie ein Mensch das über mich vermochte und das in mir wirkte, mit diesem hohen Gefühl für jede Veredlung mich beseelte, wie Sie, teuerster Hofrat."[42]) Und auch seine andern Briefe an Schiller und seine Gattin sind erfüllt mit Variationen desselben Themas. „Ich werde und kann Sie nie

---

[39]) Charlotte v. Schiller, III, 84. — [40]) Ebenda Nr. 95. — [41]) Programm des Großherzogl. Gymnasiums zu Mainz 1870/71, S. 8. — [42]) Charlotte v. Schiller, III, 131.

vergessen,"[43]) und noch im Jahre 1808 dichtete er im gleichen Empfinden seine heilige Klage um Friedrich Schiller:

„Um den Mann, den jede Nachwelt nenne;
Der zu frühe seiner Zeit entging;
Um den Freund, von dem kein Herz sich trenne,
Das von ihm ein schönres Sein empfing.
Frommer Schmerz, entsteige du dem Busen
Reiner strömt aus dir Begeisterung her.
Weinet alle Grazien und Musen!
Schillers, Schillers Stimme tönt nicht mehr!

Zu den Sternen ist er hingegangen,
Denn ein Stern war unter Menschen er,
Und der ganze volle Himmelsbogen
Ging im Klang des Liedes vor ihm her. sc."[44])

Und so schrieb einer der Schüler und jüngeren Freunde wie der andere. In einem Briefe Fritz von Steins vom 19. Mai 1805 heißt es: „Wie der herrliche Schiller, so war mir keiner auf dieser Erde, und wir werden nicht wiederfinden, was wir an ihm verloren."[45]) Gries schrieb 1813 am Charlotte von Schiller bei Übersendung einer seiner Übersetzungen, vermutlich der von Calderons Zenobia: „So oft ich mich meiner frohen Jugend erinnere, fallen mir die glücklichen Tage wieder ein, wo ich Schillers Umgang, Aufmunterung und Belehrung genoß. Wenn ich in meinen Bestrebungen nicht ganz unglücklich gewesen bin, so habe ich es wahrlich ihm allein zu verdanken. Sie wissen es ja, mit welcher himmlischen Güte er ein strebendes Gemüt an sich zu

[43]) Ebenda S. 139. — [44]) Ebenda S. 165. — [45]) Charlotte v. Schiller, I, 490.

ziehen, aufzumuntern, anzuregen wußte. Auch ist mit ihm mein Bestes dahingegangen."[46])

Ebenso klagte der Dichter Hölderlin nach der Trennung in einem Briefe vom 23. Juli 1795, wie viel er entbehre: „Nur alle Monate möchte ich zu Ihnen und mich bereichern auf Jahre."[47])

Einen wahren Hymnus auf Schiller endlich stimmte der junge Friedrich von Hardenberg-Novalis in einem Briefe an Reinhold vom 5. Oktober 1791 an. Er ist überschwellend wortreich, aber er darf hier, wenn auch nur gekürzt, nicht fehlen:

„Von Schillern will ich mit Ihnen sprechen; denn kein Gegenstand der Unterhaltung ist Ihnen gewiß angenehmer und für mich interessanter. — Ach, wenn ich nur Schiller nenne, welches Heer von Empfindungen lebt immer auf; wie mannigfaltige und reiche Züge versammeln sich zu dem einzigen, entzückenden Bilde Schillers und wetteifern wie zaubernde Geister an der Vollendung des blendenden Gemäldes; und stört mich dann in diesem Zaubermahl der Phantasie der nagende Gedanke, daß dieser Mann der Vernichtung nahe war, Schiller, der mehr ist als Millionen Alltagsmenschen, der den begierdelosen Wesen, die wir Geister nennen, den Wunsch abnötigen könnte, Sterbliche zu werden, dessen Seele die Natur con amore gebildet zu haben scheint, dessen sittliche Größe und Schönheit allein eine Welt, deren Bewohner er wäre, vom verdienten

---

46) Charlotte v. Schiller, III, 166. — 47) Urlichs Briefe an Schiller, S. 232.

Untergange retten könnte, Schiller, der so eine entzückende Form mit so viel Stoff, so viel Natürlichkeit mit so viel Natur, so viel Individualität mit so viel Allgemeinheit, so viel Herzensgüte mit so viel Herzensstärke, so viel Einfachheit mit so viel Reichtum, so viel System mit so viel Art, so viel Charakter mit so viel Sinn, so viel Schema mit so viel Anwendung, so viele transcendentale Einbildungskraft und so viel Methode in der transcendenten, so viel Größe mit so viel Würde, so viel Liebenswürdigkeit mit so viel Liebe, so viel Grazie mit so viel Ernst vereinigt, in dessen Natur so viel Kunst und in dessen Kunst so viel Natur ist, der so viel Gesichtspunkte und doch nur einen hat, und endlich, der einer der seltenen Menschen ist, denen die Götter das hohe Geheimnis von Angesicht zu Angesicht offenbarten, daß die Schönheit und Wahrheit eine und dieselbe Göttin sei und daß die Vernunft der einzige Name und das einzige Heil sei, das den Menschen gegeben worden, der einzig wahre, echte Logos, der von Gott ausgegangen ist und zu ihm zurückkehrt — wenn, sage ich, dieser Gedanke mich stört, so bebe ich unfreiwillig vor meiner eigenen Existenz zurück, und es drängt sich ein Seufzer zwischen meine Lippen, in welchen aller Glaube an eine höhere Hand, die den Faden lenkt, und die ganze Liebe und das Mitleid gegen die Menschheit gepreßt ist.

Aber er lebt und bleibt vielleicht leben. Stolzer schlägt mein Herz, denn dieser Mann ist ein Deutscher; ich kannte ihn, und er war mein Freund. Wie lebendig wird mir das Andenken an die Stunden, da ich ihn sah, besonders an die, da ich ihn zum erstenmal sah. —

Sein Blick warf mich nieder in den Staub und richtete mich wieder auf. — Brächte ich einst Werke hervor, die einen innern Wert unabhängig in sich trügen, tät' ich etwas, das einen edleren Ursprung, eine schönere Quelle verriete, so ist es auch größtenteils Schiller, dem ich die Anlage, den Entwurf zur vollendeteren Form verdanke.

Könnte ihn jemand besser zeichnen, jemand besser die wahrnehmbaren Umrisse seines intellektuellen Wesens, die die gewagtesten, reinsten, gelungensten und feinsten sind, in irgend einer Sprache entwerfen, als er selbst im Bilde seines Posa getan hat? Nichts hat er vergessen als die Anwendung und die mindere Anmaßung, die seinen Charakter noch menschlicher, liebenswürdiger und umfassender macht. Eben diese stille Größe und sittliche Erhabenheit, eben dieses Weltbürgerherz, das für mehr als Menschheiten schlägt, und doch diese idealische Liebe auf reine Seelen um sich überträgt und nicht den Einzelnen entgelten läßt, was die Natur minder für sie, als fürs ganze Geschlecht tat, eben dies nicht auf Erden Heimische und doch Zufriedene, nicht Klagende, Heilige, Resignierende, was die gereifteste Frucht der Humanität ist, das Resultat der höchsten Philosophie des Sterblichen, welches einst in jenen traurigen Tagen mit den Griechen verblühte. Ihm gab das Schicksal die göttliche Gabe, alles, was er berührt, in das reinste Gold des geläutertsten Menschensinnes, in das Eigentum und Erbteil der sittlichen Grazie zu verwandeln.

Mein Morgen- und Abendgebet ist um Gesundheit: um die glänzendsten Lebensperioden Schillers mitgenießen zu können, um von ihm begeistert auch höheren Zwecken nach-

zustreben; gibt mir diese die Vorsehung, was will ich weiter? Beschäftigung und Freudigkeit zu handeln hab' ich dann auf Ewigkeiten."[48])

Die Zahl solcher dankbaren Zeugnisse, wie sehr sich die jüngeren Genossen und Schüler Schillers geistig von ihm abhängig bekannten, ließ sich leicht noch vermehren. Sie lassen uns schmerzlich bedauern, daß uns kein irgend wichtiges Gespräch Schillers im Wortlaute bewahrt ist, wenn auch zahlreiche einzelne Aussprüche von ihm bekannt sind, deren Sammlung ich schon oft als Ergänzung seiner Briefe gewünscht habe. Schiller ist nicht alt genug geworden, um seinen Eckermann zu finden, und seine nächsten Freunde waren geistig zu bedeutend, um nach Eckermanns Art ohne Reflexion bloß an der Wiedergabe seiner Gespräche Genüge zu finden. Aber auch schon die oben angeführten Zeugnisse dankbarer Verehrung zeigen aufs deutlichste die Macht seiner Persönlichkeit und den Wert seiner Wirksamkeit auch als Professor. Wie treffend erscheinen da Goethes Worte, die er in einem Fragment zu einer Totenfeier auf Schiller einem Chor seiner Schüler in den Mund legte:

„Seine durchgewachten Nächte
Haben unsern Tag gehellt"

oder der andere Goethesche Vers aus dem Epilog zur Glocke, wie fruchtbar Schiller sich in Rat und Tat ergossen habe. Man möchte seine eigenen Worte aus den Piccolomini auf ihn selbst anwenden:

---

[48]) Novalis Schriften, herausgeg. v. Tieck u. Bülow, III, 135 ff.

„Und eine Lust ist's, wie er alles weckt
Und stärkt und neu belebt um sich herum,
Wie jede Kraft sich ausspricht, jede Gabe
Gleich deutlicher sich wird in seiner Nähe!
Jedwedem zieht er seine Kraft hervor,
Die eigentümliche, und zieht sie groß,
Läßt jeden ganz das bleiben, was er ist."

Abgesehen von den jungen Studenten, die in der ersten Zeit seiner Ehe, wo er keinen eigenen Haushalt führte, das tägliche Mittagsbrot mit ihm gemeinsam bei seinen Wirtinnen einnahmen und dann, namentlich nach seiner Krankheit, beim Kartenspiel oder auf der Kegelbahn den Nachmittag, ja oft auch den Abend bis in die Nacht hinein mit ihm zusammenblieben, um ihm die Zeit, wann er nicht angestrengt arbeiten durfte, zu vertreiben, lebte Schiller ungesellig und sah selten Gäste bei sich. Nur Goethe verkehrte oft bei ihm und Körners, wenn sie ihn in Jena besuchten, und selten ein anderer, wie Körners Freund, Herr von Funck. Seiner Kränklichkeit halber konnte er nicht im voraus Einladungen auf bestimmte Tage ergehen lassen, und so war auch sein Haushalt auf Gastereien nicht eingerichtet. Einst im Jahre 1790 wurde der Hauptmann von Funck, der Schiller mit den jungen Freunden beim Kegelspiel im Garten getroffen hatte, aufgefordert, zum Abendbrot zu bleiben. Da wurden, wie der Dekan Göritz später berichtet hat, in aller Eile ein paar ungleiche Tische zusammengerückt, ein Tischtuch darüber geworfen, und es erschien ein Stück Fleisch mit ein wenig Salat als die ganze Gastmahlzeit; und dabei waren alle ganz unbe-

fangen, ungeachtet es sogar an hinlänglichem Geschirr und Servietten fehlte.[49])

Über einen zweiten Besuch Funcks in Jena hat er selbst in einem Briefe an Körner Bericht erstattet, der erst kürzlich veröffentlicht worden ist.[50]) Ich führe wieder, so interessant der ganze Brief ist, hier nur einzelne Stellen an:

„Wurzen, 17. Januar 1796.

Schiller habe ich vier Nachmittage und Abende gesehen. Niemand als Goethe war mit uns. Ich rechne diese vier Tage in meinem Lebenslauf sehr hoch. Nie habe ich Goethe angenehmer, offener und mehr zu seinem Vorteil gesehen als da. So wie er den einen Abend bei Ihnen in Dresden war, fand ich ihn hier immer. Man darf den Mann schlechterdings nicht in Weimar als Höfling sehen.

Schiller lebt ein sonderbares Leben. — Ganz abgesondert von aller Gesellschaft lebt er in seiner eigenen Welt. Er kommt oft in mehreren Monaten nicht aus dem Zimmer, natürlich macht ihm nun schon die bloße Luft einen unangenehmen Eindruck. Doch würde ihn das nicht abhalten, zum Genuß der wirklichen Natur und des geselligen Lebens zurückzukehren, wenn er da irgend einen Ersatz für den hohen Genuß, den ihm seine Abgezogenheit gewährt, finden könnte. Sein niedlicher, wilder Junge macht seine einzige Unterhaltung mit der Welt. Seine Frau, die, ohne den Ersatz zu finden,

---

[49]) Morgenblatt 1837, Nr. 84—88. Briefe Nr. 524. —
[50]) Frankfurter Zeitung 1903, Nr. 62.

den ihm sein spekulatives Leben gibt, die Einsamkeit mit ihm teilt, erscheint mir in der Tat ehrwürdig, denn man sieht auch keinen Schatten von Unzufriedenheit an ihr.

Goethe ist der einzige, der die Zeit, wo er in Jena ist, viel mit Schiller lebt, er kömmt alle Nachmittage um vier Uhr und bleibt bis nach dem Abendessen. Gewöhnlich tritt er schweigend herein, setzt sich nieder, stützt den Kopf, nimmt auch wohl ein Buch oder einen Bleistift und Tusche und zeichnet. Diese stille Szene unterbricht etwa der wilde Junge einmal, der Goethe mit der Peitsche ins Gesicht schlägt; dann springt dieser auf, zaust und schüttelt das Kind, schwört, daß er ihn einmal wurzeln oder mit seinem Kopf Kegel schieben müsse, und ist nun, ohne zu wissen wie, in Bewegung gekommen. Dann folgt gewöhnlich ein interessanter Diskurs, der oft bis in die Nacht fortdauert. Auf alle Fälle taut er beim Tee auf, wo er eine Zitrone und ein Glas Arrak bekömmt und sich Punsch macht.

Schiller selbst wandelt, ja man möchte sagen rennt unaufhörlich im Zimmer herum, setzen darf er sich gar nicht. Oft sieht man ihm sein körperliches Leiden an. Wenn es zu arg wird, geht er hinaus und braucht irgend einen Palliativ. Kann man ihn in solchen Momenten in eine interessante Unterredung ziehen, kann man besonders einen Satz hinwerfen, den er auffaßt, zerlegt und wieder zusammensetzt, so verläßt ihn sein Übel wieder, um sogleich zurückzukommen, wenn an dem Satze nichts mehr zu erörtern übrig ist. Überhaupt sind ihm anstrengende Arbeiten das sicherste Mittel für den Augen-

blick. Man sieht, in welcher ununterbrochenen Spannung er lebt und wie sehr der Geist bei ihm den Körper tyrannisiert, weil jeder Moment geistiger Erschlaffung bei ihm körperliche Krankheit hervorbringt. —

Ich war, da ich seine Lebensart sah, anfangs besorgt, ihn zu genieren, aber ich sah bald, daß, da er mich einmal angenommen hatte, es nun besser war, daß ich ihn fast gar nicht mehr verließ. Mit jeder Stunde und jedem Tage schloß er sich mehr an und wurde zusehends munterer. Gesellschaft kann er nicht haben, man muß entweder beinahe zum Hausgenossen bei ihm werden, oder gar nicht zu ihm kommen."

Auch Voß und seine Frau erhielten im Jahre 1803 bei ihrem Aufenthalt in Weimar einmal eine Einladung zum Mittagsessen bei Schiller. „Seine liebenswürdige Herzlichkeit," erzählt Ernestine Voß, „stimmte uns schon beim Aussteigen aus dem Wagen gemütlich, ich möchte sagen häuslich; er stand an der Haustür und seine freundliche, blasse Gestalt hatte etwas Rührendes. — Wir hatten beide das wohltuende Gefühl, in Schiller einen Mann gefunden zu haben, dem man sein ganzes Herz aufschließen könne."

Leichter als zu vorher bestimmten Einladungen in sein Haus entschloß er sich, wenn er sich gerade wohl fühlte, zu Besuchen bei Hofe, zu Zusammenkünften mit den Professoren oder mit den Freunden im Kränzchen, mitunter auch zu größeren studentischen Festlichkeiten, wo er dann leicht im engeren Kreise ihm lieber junger Menschen länger verweilte und sich ausgelassener der Freude des Augenblicks beim Champagner hingab, als

ihm gut war. Seine heitere, zum Reden aufgelegte Natur fand Freude im Verkehr mit der Jugend, und je seltener er sich ihm widmen konnte, um so lebhafter nahm er die einzelnen Stunden und Gelegenheiten wahr, die sich ihm dazu gerade boten. Davon erzählen Hoven aus der Zeit des Aufenthalts in der Heimat und der jüngere Voß auch noch aus Schillers letzter Lebenszeit.[51]) Aus einer weniger bekannten Schilderung eines solchen Abends, die Gubitz gegeben hat, führe ich hier einiges an: Zu der Aufführung der Braut von Messina in Lauchstädt in Schillers Gegenwart waren Hallenser, Leipziger und Jenenser Studenten in großer Zahl geströmt, und spät abends nach dem unvermeidlichen Ball zogen sie zusamt vor Schillers Fenster, brachten ihm ein lautes Hallo mit Gesang und Musik, rückten ihm, so viele eben konnten, selbst in seine Stube, und ein Hallenser lud ihn keck zur Teilnahme an einem Mahle ein, das der reiche Vater eines Studenten diesen in seinem Gartensale an dem Abend zurichtete. Schiller lehnte schüchtern und zögernd ab. Die Studenten aber ließen sich so leicht nicht abweisen, erwählten schnell eine Deputation, die nun im Namen aller die Einladung wiederholen sollte. Diese fanden den Dichter, wie er eben ins Bett steigen wollte, und was die Rede des Sprechers kaum gewirkt hätte, das tat der tolle Einfall einiger Burschen, die schleunigst Schillers Kleider ergriffen und ihn wie Kammerdiener umstanden, bereit,

---

[51]) v. Hovens Selbstbiographie 129. Gräf, Goethe und Schiller in Briefen, vom jüngeren Voß, S. 64.

ihn wieder anzuziehen. Schillers Gelächter machte sie dreister, und fast willenlos fuhr er in die Kleider und mit überschwenglichem Jauchzen wurde er im Saale empfangen. „Fast eine Stunde blieb Schiller bei uns, wahrlich ein Bursche unter Burschen. Er sprach uns auch an, daß wir diesen Enthusiasmus, als notwendig für die Bühne und die geistigen Bestrebungen überhaupt bewahren und möglichst mitteilen möchten, da die Volksmasse gar zu leicht von etwas festtäglichem Aufschwunge sich so angegriffen fühle, daß sie rasch wieder einem alltäglichen Seelenschlummer zufalle. Die Vivats, versteht sich, rissen während der Anwesenheit des Dichters gar nicht ab, und er mußte sich gefallen lassen, sein herrliches Lied: Freude, schöner Götterfunken nicht in vollendetster Harmonie zu hören."[52])

Als Gubitz bald darauf den Dichter in Weimar in einer Gesellschaft wiedersah und sich als Mitschuldigen an dem Überfall in Lauchstädt vorstellte, erwiderte Schiller: „Ei, mein Schwabengemüt hat mir auch da einen üblen Streich gespielt, und hinterdrein ist's abzubüßen." Aber es ist doch hübsch, daß selbst die Krankheit Schiller nicht zum Philister hat machen können.

Aber solche Ausschreitungen waren eben Seltenheiten, und auch bloße Visiten selbst ihm interessanter Personen nahm Schiller nicht häufig an. Im ganzen galt in Jena das Wort der späteren Gattin Friedrich Schlegels: Goethe sehe man nicht, er gehe zu niemanden als zu Schiller, und zu Schiller gehe man nicht.[53]) Nur

---

[52]) Gubitz, Erlebnisse, I, 55 ff. — [53]) Euphorion, I, 160.

Freunde der Freunde oder wenigstens von den Freunden Empfohlene hatten Zutritt. So öffnete sich durch einen Brief Goethes Schillers Haus für Jean Paul. Schiller fand den Gast „fremd, wie einer, der aus dem Mond gefallen ist, voll guten Willens und herzlich geneigt, die Dinge außer sich zu sehen, nur nicht mit den Augen, womit man sieht.“[54] Jean Paul schrieb nach dem Besuche: „Ich trat gestern vor den felsigten Schiller, an dem, wie an einer Klippe, alle Fremden zurückspringen. Er erwartete mich aber nach einem Briefe Goethes. Seine Gestalt ist verworren, hartkräftig, voll Edelsteine, voll scharfer, schneidender Kräfte — aber ohne Liebe. Er spricht beinahe so vortrefflich als er schreibt. Er war ungewöhnlich gefällig und setzte mich durch seinen Antrag auf der Stelle zu einem Kollaborator der Horen um und wollte mir eine Naturalisationsakte in Jena einbereden.“[55]

Ganz und gar aber wich Schiller den Besuchen Neugieriger aus, die sozusagen nur den berühmten Mann von außen besehen und sich mit seiner Bekanntschaft brüsten wollten. Da zeigte er den rechten Stolz und wies solchen Aufdringlingen deutlich die Tür. Ein derartiges Gespräch hat er im Wortlaut seinem Freunde Körner mitgeteilt:

„Es wird an meine Tür geklopft.

„Herein.“

Und herein tritt eine kleine, dürre Figur mit weißem Frack und grüngelber Weste, krumm und sehr gebückt.

---

[54]) Briefe Nr. 1053. — [55]) Düntzer, Schiller u. Goethe, S. 105.

„Habe ich nicht das Glück, den Herrn Rat Schiller vor mir zu sehen?"

„Der bin ich, ja!"

„Ich habe gehört, daß Sie hier wären und konnte nicht umhin, den Mann zu sehen, von dessen Don Carlos ich eben komme."

„Gehorsamer Diener. Mit wem habe ich die Ehre?"

„Ich werde nicht das Glück haben, Ihnen bekannt zu sein. Mein Name ist Vulpius."

„Ich bin Ihnen für diese Höflichkeit sehr verbunden — bedaure nur, daß ich mich für diesen Augenblick versagt habe und eben (zum Glück war ich angezogen) im Begriff war, auszugehen."

„Ich bitte sehr um Verzeihung. Ich bin zufrieden, daß ich Sie gesehen habe."

Damit empfahl sich die Figur."[56])

Auch Goethe hat bezeugt, daß Schiller in solchen Stunden grob werden konnte: „Schiller war," sagte er zu Eckermann am 7. Oktober 1827, „wie sich bei seinem großartigen Charakter denken läßt, ein entschiedener Feind aller hohlen Ehrenbezeugungen und aller faden Vergötterung, die man mit ihm trieb oder treiben wollte. Als Kotzebue vorhatte, eine öffentliche Demonstration zu seinem Ruhme zu veranstalten, war es ihm so zuwider, daß er vor innerem Ekel darüber fast krank wurde. Ebenso war es ihm zuwider, wenn ein Fremder sich bei ihm melden ließ. Wenn er augenblicklich behindert war, ihn zu sehen und er ihn etwa auf den Nachmittag vier Uhr

---

[56]) Briefe Nr. 203.

bestellte, so war in der Regel anzunehmen, daß er um die bestimmte Stunde vor lauter Apprehension krank war. Auch konnte er in solchen Fällen gelegentlich sehr ungeduldig und auch wohl grob werden. Ich war Zeuge, wie er einst einem fremden Chirurgus, der, um ihm seinen Besuch zu machen, bei ihm unangemeldet eintrat, sehr heftig anfuhr, so daß der arme Mensch, ganz verblüfft, nicht wußte, wie schnell er sich sollte zurückziehen."

Ein Unglücksgenosse dieses armen Chirurgen hat mit Entrüstung veröffentlicht, wie schnöde ihn Schiller bei einem Besuche, sei es aus Schüchternheit, sei es spottend, behandelt habe.

Er kam mit großen Erwartungen, um dem Dichter des Don Carlos seine Verehrung zu bezeigen. Er hoffte, Schiller werde ihn, wenn auch nicht mit Freundlichkeit, so doch voll gütiger Herablassung empfangen:

„Ich klopfte leise an die Türe. Eine schwache, unmännliche, fast quäkende Stimme spricht: Herein! Kann das Schillers Stimme sein? Mit dieser Frage stand ich ein paar Augenblicke zweifelhaft da. Ich klopfte noch einmal an, dieselbe Stimme. Leise öffne ich die Tür und erblicke drei Herren an einem Tischchen, die Hände voll Karten. — Verzeihen Sie — sprach ich, wohnt der Herr Hofrat Schiller hier? — Ja! antwortete einer der Herren, wies auf seinen Mitspieler ihm gegenüber und ging mit dem andern Herrn hinweg in eine Seitenstube. Da stand Schiller vor mir. Kaum konnte ich vor Verwirrung die Worte sagen: Ich wollte mir die Freiheit nehmen, Ihnen persönlich die hohe Verehrung zu bezeugen, die ich schon

seit langer Zeit für Sie empfinde. — Alles von Schiller widersprach dem, was ich mir über seine äußerliche Gestalt und ihren Eindruck eingebildet hatte. Ehre sei Schillers herrlichem Geist! Nur dieser ist Schiller, nicht sein Leib, so wie ich ihn sah. Meine Erscheinung vor ihm war ihm auf jeden Fall unangenehm.

Wer sind Sie? fragte er mit eben der Stimme, die das Herein gesprochen hatte. Ich beantwortete die Frage mit dem Zusatze, daß ich eine Fußreise durch Thüringen mache. Schiller schwieg ein Weilchen, wie zerstreut das Schnupftuch drehend, und sprach dann leise: Sie machen also eine Reise! — Länger konnte ich nicht aushalten. Ich bat um Verzeihung, daß ich zur Unzeit gekommen wäre, und eilte von dannen."[57])

Es sei so selten, hat Schiller später zu Voß geklagt, daß junge Leute in reiner Absicht zu ihm kämen und mehr wollten als einen berühmten Mann anstaunen. Brachte ihm einer aber mehr, eine Frage, eine Bitte, wissenschaftliches oder künstlerisches Streben, oder eine einfache, schlichte Persönlichkeit, dann war Schiller gut und freundlich wie wenige, gleichviel, ob er Hohe oder Niedrige, Kinder oder Erwachsene vor sich sah, und strebsamen Jünglingen die Wege zu bahnen war ihm eine Herzensfreude. Jede kleinste Gunst bewahrte er in dankbarem Gemüte, und auch seinem treuen Diener suchte er selbst in Zeiten der Krankheit die zarteste Rücksicht und Schonung zu erweisen. „Der Mann," schrieb der junge Voß, „ist ganz Wohlwollen, seine ruhige, heitere Seele ist

[57]) Adalbert Kühn, Schiller, I, 103.

für alles empfänglich, was einem Herzen nur wohltun kann; er sagt ja in seinem Gedichte: Alle Menschen sollen leben — und das ist die fortdauernde Stimmung seines Gefühls: Liebe und Hingebung für jedes mitfühlende Herz." Und ähnlich rühmte er an anderer Stelle: „Es ist keine Dichterfiktion, wenn Schiller singt: Diesen Kuß der ganzen Welt! sondern ein Hauptzug seines Charakters, denn alle Menschen sah er wie Brüder an und möchte sie mit den Armen der Liebe umfangen. Die menschliche Seite war in diesem Göttlichen die göttlichste."[58])

[58]) Gräf, Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß, S. 55 und 93.

„In der Not allein
Bewähret sich der Adel großer Seelen."
(Turandot I, 1.)

3. Not und Sorge.

Bei der Teilung der Erde war Schiller schlecht weggekommen, und „der Erde Gott,"[1]) das Geld, hatte seinen Zorn über ihn ausgeschüttet, weil er ihn nicht anbeten wollte. Eigentlich gedarbt und gehungert hat er freilich nie, aber die Geldnot hat ihm manche Stunde vergällt, und kärglich genug hat er sein Leben einrichten müssen, selbst noch in den letzten Jahren, als endlich die Einnahmen aus seinen Werken ihn von anderer Menschen Hilfe und Nachsicht weniger abhängig gemacht hatten.

Wer immer heute die enge, niedrige Schlafkammer des Schillerhauses in Weimar und die fast ärmliche, rohe Bettstelle beschaut, die jetzt in der größeren Nebenstube an der Stelle steht, wohin sie in den Tagen seiner Todeskrankheit gestellt wurde, den überkommt ein Gefühl tiefer Rührung, ja fast der Beschämung. In ihr hat der wahrhaft königliche Mann, wenn er bis tief in die Nächte hinein gearbeitet hatte, den Schlaf gesucht, in ihr hat er oft schwer mit dem Tode gerungen. Wohl lag damals eine einfachere Lebensweise in der Zeit, und Schiller hat

---

[1]) Schiller, An die Freunde.

in jenen Jahren sich kaum in seinem Hause beschränkt gefühlt, uns aber will dennoch ein so armseliges Schlafgemach und Bett eines Schillers unwert erscheinen.

Bei der Aufnahme des Knaben in die Militär-Akademie hatte der Herzog dem Vater das Versprechen gegeben, der Sohn solle einst eine bessere Versorgung gewinnen, als dies im geistlichen Stande irgend möglich sei. Das Versprechen wurde vergessen; bei seinem Austritt aus der Karlsschule erhielt Schiller die abhängige, wenig angesehene und ärmlich ausgestattete Stelle eines Regiments-Medikus beim Regiment von Augé. Der Monatssold betrug nur 18 Gulden Reichswährung. Der Vater hatte ihm zwei anständige ganze Kleidungen für 120 Gulden anfertigen lassen, um den jungen Arzt „instand zu setzen," da erfuhr er, der Sohn müsse Uniform tragen. Er kam beim Herzog ein, daß der Sohn wenigstens außerhalb des Dienstes bei dem Bestreben nach einer Praxis in der Stadt oder auf dem Lande die neubeschaffte Kleidung tragen dürfe. Der eigenhändige Vermerk des Herzogs auf der Eingabe aber lautete: „Sein Sohn soll Uniform tragen." So erwuchsen dem Vater bedeutende Ausgaben, und der Sohn mußte sparen und bei jedem Butterbrot an den Preis denken. Es hat sich eine Rechnung des Gasthauses „Zum Ochsen" vom 1. August 1782 erhalten, in der einzeln aufgeführt ist, was zwischen dem 13. Mai und dem 19. Juli Schiller und sein Freund Petersen, bald der eine, bald der andere, bald beede Herren zusammen an „Schunken und Brodt," Salat und Wein gegessen und getrunken und nicht bezahlt hatten. Die Rechnung belief sich auf 13 Gulden

39 Kreuzer. Das Höchste, was Schiller des Abends an Wein sich gegönnt hat, war 1½ Maß, meistens begnügte er sich mit einem halben oder teilte mit Petersen dreiviertel Maß. Auch Schillers Freund Scharffenstein erinnerte sich noch ein Menschenalter nach Schillers Tode ihrer einstigen einfachen Abendmahlzeiten: „Wir waren arm und hatten meistens gemeinschaftlich frugale, aber durch jugendlich gute Laune sehr gewürzte Abendmahlzeiten, die wir selbst bereiten konnten, denn eine Knackwurst und Kartoffelsalat war alles. Der Wein war freilich ein schwieriger Artikel, und noch sehe ich des guten Schillers Triumph, wenn er uns mit einigen Dreibätznern aus dem Erlös seines Magazins überraschen und erfreuen konnte; da war die Welt unser."

Also auch zu solchen kleinen Festen bedurfte Schiller schon der Nebeneinnahmen. Darum vermutlich übernahm er auf kurze Zeit 1781 die Redaktion der bei Mäntler wöchentlich zweimal erscheinenden „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen," und auch das Württembergische Repertorium,[2]) das er mit Abel, Petersen und einigen anderen auf Kosten der Herausgeber als Vierteljahrsschrift von Ostern 1782 ab drucken ließ, wird den Nebenzweck gehabt haben, die Einkünfte zu vermehren.

Solche Beschränkung aber, wie die oben geschilderte, ist für junge Menschen vielleicht eher ein Glück als ein

---

[2]) Brief Petersens an Fr. Nicolai vom 6. Julius 1782. (Kgl. Bibl. Berlin): „An dem neuen Württembergischen Repertorium arbeiten Herr Prof. Abel, den Sie hier kennen lernten, Herr Dr. Schiller und einige andere."

Unglück. Auch Scharffensteins Worte deuten das an. Eigentliche Not verursachten Schiller erst die Schulden, in die ihn der Druck seiner Erstlingswerke, der Räuber und der Anthologie, stürzte. Möglicherweise hatte er auch über seinen Etat gelebt und vielleicht gar einmal oder das andere Mal Spielschulden gemacht. Der Vater wenigstens hatte den Eindruck, daß er bei dem Austritt aus der Karlsschule, unbekannt mit der großen Welt, unerfahren in den mancherlei Anlockungen und Reizungen für das Auge und die übrigen Sinne, zu sehr für den Genuß des Lebens eingenommen gewesen sei.[3]) Immer wieder mahnt er den Sohn zum Sparen: „Solange Er denkt, dieser oder jener Gulden oder Batzen wird es nicht ausmachen, daß ich herauskomme, solange werden Seiner Schulden nicht weniger werden. Um etwas zu ersparen, muß man beim Kreuzer anfangen."[4]) Und der Vater hatte auch von Spielschulden gehört, deren Bezahlung dann nach seiner Meinung am wenigsten eile: „Wäre es etwa eine Spielschuld, dergleichen ich erfahren, daß Er in seinem Arrest hinrin unglücklich gewesen, so muß man mit der Zahlung sich nicht übereilen. Liebster, bester Sohn! Ist etwas, das Ihn auf immer ruinieren und nie wieder aufkommen lassen kann, so ist es das Spielen. Ein Mann mit solchen Gaben wie Er schändet sich, wenn er mit einem solch kindischen Unterhalt sich die Zeit verdirbt, die er auf eine weit edlere Art in dem Umgang mit tugendhaften Menschen beiderlei Geschlechts ohne Spiel zu seiner Erholung anwenden

[3]) Beziehungen zu Eltern und Geschwistern, S. 46. — [4]) Ebenda S. 52.

kann."[5]) Aber mag immerhin ein gewisser Leichtsinn dem jungen Schiller eigen gewesen sein, auch der Vater wußte wohl, daß er im Innersten seines Herzens gut war, und daß nur die Unerfahrenheit mit der Welt und ein übergroßes Vertrauen auf den Ertrag seiner Schriften ihn in Augenblicken fröhlicher Lust das Geld zu wenig berücksichtigen lasse: „Wir sind nicht so unbillig, daß wir uns in Gedanken nicht in Seine notwendige Lage sollten setzen können, daß Er nämlich als ein fremder junger Mann, welcher die Absicht hat, sich in Mannheim zu etablieren, es an dem äußerlichen Anstande nicht dürfe fehlen lassen, daß es in Mannheim nicht wohlfeil zu leben sei, daß Sein dermaliger Beruf Ihm auch Gelegenheit zu unnötigen Ausgaben mache usw. und daß Er dadurch sich in einige Schulden verwickelt habe, die Ihn aber nicht drängen würden und deren Tilgung Er um so ehender würde bestreiten können, als Ihn die Hollsche Schuld in Ruhe läßt. — Es ist aber auch gar nicht notwendig, daß ein größeres Talent sich auch im äußerlichen Anstande auszeichnen muß, wenigstens so lange nicht, bis man den gehörigen Nutzen von seinen Kräften gezogen hat und alsdann sagen und beweisen kann: dies und jenes habe ich meinem Fleiß und meinem Kopf zu danken. Pfarrer Hahn und Pfarrer Fulda sind beide große Männer, die von allen reisenden Gelehrten besucht werden; sie machen aber nicht mehr Figur, als jeder andere."[6])

Die Hauptposten seiner Schulden hatte also Schiller bereits bei seiner Flucht aus Stuttgart mit hinaus-

[5]) Beziehungen S. 54. — [6]) Beziehungen S. 62 u. 63.

nehmen müssen, und diese waren hauptsächlich wohl durch den Druck der Erstlingswerke entstanden. Es waren drei Posten, die Schadesche, die Hollsche und die Frickesche Schuld. Ihre Gesamthöhe ist nicht sicher bekannt, scheint aber etwa 500 Gulden betragen zu haben, was bei dem damaligen Werte des Geldes und den Verhältnissen immerhin eine beträchtliche Summe war und nach Weltrichs Berechnung etwa dem heutigen Geldwerte von 3000 Mark entsprach. Sie wuchs noch durch die Zinsen, die Schiller nicht zu zahlen vermochte, und neue Schulden kamen auf der Flucht und später in Bauerbach und Mannheim dazu. Die Verlegenheit stieg Anfang 1785 auf den Höhepunkt, aber auch bis dahin hatte Schiller unsägliche Demütigungen durch diese Schulden zu erfahren. Die Briefe des Vaters, der nach Kräften half, enthielten, wie obige Proben schon lehren, immer erneute Mahnungen und Vorwürfe, und mehrmals suchte er zu des Sohnes höchstem Unmut ihm Aufseher zu stellen, so daß dieser immer zurückhaltender wurde, was wiederum des Vaters Argwohn steigerte, daß der Sohn nicht mit dem gehörigen Ernst an die Tilgung der Schulden denke. Nur mit innerem Widerstreben überwand der junge Dichter sich, dem Freiherrn von Dalberg seine bedrängte Lage darzulegen, und als er sich dazu entschlossen hatte, um einen Vorschuß für den Fiesko zu bitten, mußte er eine kalte Ablehnung erleben. Der brave Streicher opferte uneigennützig und mit der feinsten Schonung des Stolzes seines bewunderten Freundes das Geld, das zu seiner Fortbildung bestimmt war; aber er hatte selbst nicht viel, und es bedrückte Schiller, solch Opfer annehmen

zu müssen. Er schränkte sich aufs äußerste ein; in vierzehn Tagen verzehrte er im teuren Frankfurt keine zwölf Gulden. In Oggersheim begnügten sich beide Freunde mit einem Bett, nur um mit ihren dreißig Gulden, die sie noch hatten, möglichst lange zu reichen; aber die Barschaft reichte nicht, und sie mußten von ihren wackeren Wirtsleuten borgen. Dann nahm ihn Frau von Wolzogen in Bauerbach auf, und man merkt seiner Beschreibung kurz nach seinem Eintreffen dort das Behagen an, daß er endlich einmal bei des Leibes Notdurft und Nahrung nicht an das Geld zu denken brauchte:

„Endlich bin ich hier, glücklich und vergnügt, daß ich einmal am Ufer bin. Ich traf alles noch über meine Wünsche; keine Bedürfnisse ängstigen mich mehr, kein Querstrich von außen soll meine dichterischen Träume, meine idealischen Täuschungen stören.

Das Haus meiner Wolzogen ist ein recht hübsches und artiges Gebäude, wo ich die Stadt gar nicht vermisse. Ich habe alle Bequemlichkeit, Kost, Bedienung, Wäsche, Feuerung, und alle diese Sachen werden von den Leuten des Dorfes auf das vollkommenste und willigste besorgt. Ich kam abends hierher. — Sie müssen wissen, daß es von Frankfurt aus 45 Stunden hierher war — zeigte meine Briefe auf und wurde feierlich in die Wohnung der Herrschaft abgeholt, wo man alles aufgeputzt, eingeheizt und schon Betten hergeschafft hatte."[7])

Sieben Monate blieb er in diesem Asyle, aber wenn er auch freie Wohnung und Kost hatte, er mußte doch für Kleidung sorgen und der ihm durch die

[7]) Briefe Nr. 43.

Beziehungen der Frau von Wolzogen eröffnete Verkehr mit einigen Familien verlangte immerhin einigen Aufwand. Er nahm eine Schuld bei einem Juden Israel auf, die wohl oder übel nachher Frau von Wolzogen begleichen mußte. Da endlich im Sommer 1783 knüpfte Freiherr von Dalberg Verhandlungen mit ihm an und am 1. September 1783 wurde er Theaterdichter in Mannheim mit 300 Gulden Gehalt und dem Anrecht auf die Einnahme je einer Vorstellung jedes neuen Dramas. Aber eine lange Krankheit hemmte den Fortschritt seiner Arbeiten, und die neue Stellung erheischte neue Ausgaben. In vier Monaten war fast das Jahresgehalt verbraucht. Die Not wuchs beständig, neue Schulden kamen zu den alten, und 1784 mußten die Wechsel der alten Stuttgarter Schulden eingelöst werden. Die Wellen der Not schlugen über seinem Haupt zusammen; jetzt wandte er sich mit fast unbilligen Anforderungen an den Vater, der wohl tat, was er vermochte, aber bei seinem kargen Jahresgehalt von 390 Gulden unmöglich ihm völlig helfen konnte und bei aller väterlichen Teilnahme und Liebe die ernstesten Vorwürfe nicht zurückhielt. Zugleich bedrängten ihn die Bauerbacher Schulden, er wußte nicht ein noch aus, und die innere Qual, von denen, die er am meisten liebte, mit Vorwürfen gepeinigt und verkannt zu werden, verleidete ihm das Leben. Seine Briefe verlieren den Ton der fröhlichen Unbefangenheit und werden seltener, weil er nicht immer wieder die Eltern und Frau von Wolzogen mit Versprechungen vertrösten mag, an deren Erfüllung er selbst kaum noch glauben kann. Die steigende Not drängte

ihn, um sich der Schulden zu entladen, an eine Heirat zu denken, und auch der praktisch nüchterne Vater hatte diese Seite in seinen Briefen öfters angeschlagen. Fast gleichzeitig hielt Schiller mehrere Eisen im Feuer und schwankte in Gedanken an eine Ehe mit Charlotte von Wolzogen, mit der Schauspielerin Baumann, mit Margarete Schwan und Charlotte von Kalb unruhig hin und her. Bei keiner dachte er offen an das Geld, stets idealisierte er auch seine Neigungen und seine Liebe, aber dem stürmischen Eifer bei den Ehegedanken überhaupt lag unbewußt doch auch die Not zugrunde.

Daß Schiller bei aller dieser Bedrängnis überhaupt noch die geistige Frische zur Arbeit fand, wenn auch nur mit Unterbrechungen von Tagen und Wochen der Verzweiflung, das lag in einer Eigenheit, die an sich ein Fehler war und die der Vater ihm mit Recht zum Vorwurf machte, die ihm aber sein Lebelang trotz wiederholter Enttäuschungen immer wieder den Mut gestärkt hat. Er sah nämlich seine literarischen Arbeiten mit Bezug auf ihren Ertrag stets zu optimistisch an und schmiedete immer neue Pläne, deren Verwirklichung nach seinen Annahmen seiner Not und Verlegenheit sicherlich ein baldiges Ziel setzen würde. Treffend und zugleich rührend freundlich schrieb ihm darüber der Vater in seiner Antwort auf einen Brief, den er „lieber niemalen gelesen zu haben wünschte:" „Das zu viele Hoffen und zu wenig Fürchten ist bisher die Quelle aller Seiner Übel gewesen und wird auch immer ein starkes Hindernis an Seinem wahren Emporkommen bleiben. Ich sehe aus Seinem vor mir liegenden letzten Brief auch viel zu viel Hoffnung auf Seine Thalia, und

wir wollen alle Gott danken, wenn nur die Hälfte davon erfüllt wird. Geht es besser, dann ist es immer Zeit, sich mehr darüber zu freuen und sich auch vorher im äußerlichen auszubreiten. Ein Gedanke, daß bei anhoffentlich nur 1200 Gulden jährlicher Revenuen 30, 40 bis 100 Gulden entbehrlicher Ausgaben wenig zu bedeuten habe, daß man da die etliche 100 Gulden Schulden ganz wohl und bald werde bezahlen können, daß man werde erwiesene Wohltaten erwidern können usw. läßt sich nicht ehender denken, als bis man der Sache gewiß ist, und wie vortrefflich ist es, wie befriedigend, wie reich (?), wie herrlich! wenn man nur etwa auf 600 Gulden hofft, und hernach an deren Statt 1200 Gulden bekommt; wenn man dadurch in dem Stande ist, ehender auszuleihen als zu borgen, ehender zu geben als zu genießen, überhaupt dasjenige, was man scheinen will, in der Tat zu sein. — Außer der Hoffnung auf den Ertrag Seiner periodischen Arbeit, wird Er auch Seinen Don Carlos, den neuerlich erlangten Charakter eines Rats bei Ihrer Durchlaucht dem Herzogen zu Weimar, welche Nachricht uns in der Tat eine herzliche Freude verursachte, und alle Seine übrigen guten Aussichten in Seine Rechnung nehmen .... solcherlei Hoffnungen seiend es allein, die Ihn dermalen aufrichten und heiter machen können. Allein man muß nie zu viel darauf bauen, nie ehender darauf rechnen, als bis die Münze klingt, wenn man sich nicht selbst schändlich betrügen und auch andere nicht anführen will."[8])

---

[8]) Minor, aus dem Schiller-Archiv 53—55.

Je berechtigter der Inhalt dieses Briefes war, um so mehr steigerte er Schillers verzweifelte Stimmung. Dazu kam, daß sein Verhältnis zu den Schauspielern sich widrig gestaltete und Charlotte von Kalbs Verhalten zu ihm ihn in schwebender Pein erhielt, ohne irgend ein Ende nach seinem Wunsche absehen zu lassen. Da raffte er sich zu dem Entschluß der Trennung auf, so schwer sie ihm wurde, und einmal entschlossen, blieb er fest, trotzdem jetzt Charlotte zur Nachgiebigkeit neigte.

Durch seine Schriften hatte er in zwei jungen Brautpaaren in Leipzig warme Verehrer gefunden, die einen Briefwechsel mit ihm angesponnen hatten. Es waren der fast neunundzwanzigjährige Gottfried Körner, der kurz darauf als Rat an das Oberkonsistorium in Dresden berufen wurde, der zwanzigjährige Huber, der bereits ein französisches Schauspiel ins Deutsche übersetzt hatte und sich damals überhaupt literarisch beschäftigte, und die zwei hinterlassenen Töchter des Leipziger Kupferstechers Stock, Maria und Dorothea, bei dem einst Goethe die Kunst, in Kupfer zu stechen, erlernt hatte. Innig hatte ihr freundlicher Zuruf Schiller beglückt und beseligt, und jetzt in seiner Verzweiflung war der Gedanke an diese Menschen und die Hoffnung auf ihre Freundschaft sein rettender Anker. Er fühlte sich mitten in seinem Elend in einen wahren „Paroxysmus der Freude" gehoben, als er den Plan gefaßt hatte, zu ihnen zu reisen, und nach seiner Weise steigerten sich seine Hoffnungen in ihrem ersten Entstehen sogleich zu fester Zuversicht:

„Diese zwölf Tage ist eine Revolution mit mir und in mir vorgegangen. . . . . . Ich kann nicht mehr in

Mannheim bleiben. Zwölf Tage habe ich's in meinem Herzen herumgetragen wie den Entschluß, aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. . . . . .

Sehen Sie — ich muß es Ihnen gerade heraussagen, ich habe zu Mannheim schon feierlich aufgekündigt und mich unwiderruflich erklärt, daß ich in drei bis vier Wochen abreise, nach Leipzig zu gehen. Etwas Großes, etwas unaussprechlich Angenehmes muß mir da aufgehoben sein, denn der Gedanke an meine Abreise macht mir Mannheim zu einem Kerker, und der hiesige Horizont liegt schwer und drückend auf mir wie das Bewußtsein eines Mordes. — Leipzig erscheint meinen Träumen und Ahnungen wie der rosigte Morgen jenseits der waldigten Hügel. In meinem Leben erinnere ich mich keiner so prophetischen Gewißheit, wie diese ist, daß ich in Leipzig glücklich sein werde."[9])

In dieser hochgespannten Hoffnung überwand er auch die bange Scheu, den neuen Freunden seine pekuniäre Not einzugestehen. Aber so oft ihn sonst seine Erwartungen getäuscht hatten, in diesem Falle wurden sie herrlich erfüllt. In Körner fand Schiller nicht nur einen Retter in der Not, sondern auch einen Freund in des Wortes verwegenster Bedeutung: „den Freund, der über alles Glück geht, der's fühlend erst erschafft, der's teilend mehrt."[10])

Durch Körners Vermittlung sandte der Buchhändler Göschen an Schiller die zunächst geforderten 300 Taler

---

[9]) Briefe Nr. 125. — [10]) Wallensteins Tod, V, 3.

zur Deckung der dringendsten Schulden, und so konnte der Dichter mit frohem Mute die Reise nach Leipzig unternehmen. Aber er trat auch dort wieder mit leerem Beutel an, und bald hatte er wieder neue Not vor Augen. Als er sich im Juli mit dem inzwischen nach Dresden versetzten Freunde Körner in Kahnsdorf getroffen hatte, fand er nicht den Mut, ihm wieder seine Geldverlegenheit anzuvertrauen. Aber von Leipzig aus schrieb er ihm unmittelbar darnach, ob er etwa vermitteln könne, daß Göschen seine Thalia in Verlag nehme: „Ich bin jetzt ganz auf dem Sande, und ich habe keine Hoffnung, vor einem Vierteljahre einen Pfennig von Subskriptionsgeldern zu sehen, wenn ich nicht ganz und gar darum betrogen bin. Wirst Du mit mir über meinen Vorschlag einig, so tätest Du mir einen großen Gefallen, wenn Du mir jetzt gleich einen Teil avancieren wolltest. Göschen habe ich von der Sache noch kein Wort sagen wollen. Doch genug von der Kaufmannsmaterie." Für den treuen, edlen Körner waren diese Worte in der Tat genug, um Schillers Bedrängnis in ihrem ganzen Umfange zu durchschauen. Er erkannte, wie schwer es dem Freunde wurde, ihn einfach um Geld zu bitten, wie er sich mühte, die Bitte durch den Vorschlag eines Geschäftes — Körner war damals an Göschens Verlagshandlung mit seinem Vermögen beteiligt — zu verschleiern. Er suchte ihm also zu helfen und zugleich Schillers empfindliches Ehrgefühl in Geldsachen zu schonen. „Über die Geldangelegenheit müssen wir uns einmal ganz verständigen. Du hast noch eine gewisse Bedenklichkeit, mir Deine Bedürfnisse zu ent-

decken. Warum sagtest Du mir nicht ein Wort in Kahnsdorf davon? Warum schriebst Du mir nicht gleich, wieviel Du brauchst? Kommt es bloß darauf an, einige kurante Ausgaben zu bestreiten, so ist vielleicht das hinreichend, was ich hier beilege, bis ich in vierzehn Tagen in Leipzig bin. Aber sobald Du im mindesten in Verlegenheit bist, so schreibe mit der ersten Post und bestimme die Summe. Rat kann ich allemal schaffen. — Wenn ich noch so reich wäre und Du ganz überzeugt sein könntest, welch ein geringes Objekt es für mich wäre, Dich aller Nahrungssorgen auf Dein ganzes Leben zu überheben, so würde ich es doch nicht wagen, Dir eine solche Anerbietung zu machen. Ich weiß, daß Du imstande bist, sobald Du nach Brot arbeiten willst, Dir alle Deine Bedürfnisse zu verschaffen. Aber ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, Dich aus der Notwendigkeit des Brotverdienens zu setzen. Was dazu gehört, kann ich entbehren, ohne im geringsten meine Umstände zu verschlimmern. Auch kannst Du mir meinethalben nach ein paar Jahren alles wieder mit Interessen zurückgeben, wenn Du im Überfluß bist."

Edlen Menschen ist Geben seliger und leichter als Nehmen; doch Schiller wußte die Wohltat des Freundes so edel anzunehmen, wie sie gegeben war. Seine Antwort ist eins der rührendsten Zeugnisse, wie er innerlich mit der demütigenden Geldnot gerungen hat. Ich schalte sie daher vollständig in ihrem Wortlaut ein:

„Am 11. Julius 1785.

Du hast recht, lieber Körner, wenn Du mich wegen der Bedenklichkeit tadelst, die ich hatte, Dir meine Ver-

legenheit zu gestehen. Ich fühle es mit Beschämung, daß ich unsere Freundschaft herabsetze, wenn ich neben ihr Deine Gefälligkeit noch in Anschlag bringen kann. Mir hat das Schicksal nur die Anlage und den Willen gegeben, edel zu handeln, Dir gab es auch noch die Macht, es zu können. Du bist also ja nur glücklicher gefahren als ich — und doch war ich Alltagsmensch genug, durch meine Zurückhaltung stillschweigend einzuräumen, daß Deine Überlegenheit im Glücke meinen Stolz empfindlicher schmerzt, als die Harmonie unserer Herzen ihm wohltut. Ich hätte ja zu mir selbst sagen können: Dein Freund kann unmöglich einen größeren Wert in seine Glücksgüter setzen, als in sein Herz, und sein Herz gab er dir ja schon. Ich hätte mir selbst sagen sollen, derjenige Mensch, der gegen deine Fehler und Schwächen so duldend war, wird es auch noch mehr gegen dein Schicksal sein. Warum sollte er dir Blößen von dieser Art zum Verbrechen machen, da er dir jene vergab.

Verzeih mir's, bester Freund. Frühe Vorurteile der Erziehung und die immer und ewig zurückkehrende Erfahrung haben mein besseres Wissen überstimmt. Meine Philosophie kann für die Schamröte nicht, die mein Gesicht unwillkürlich färbte.

Über Glücksgüter werden wir beide wohl einerlei Meinung sein. Süße Empfindung ist es dem edlen Manne, sie zum Wohl eines Freundes anzuwenden. Ihre Aufopferung ist das Werk einer schönen Seele, aber ich hoffe, daß es noch eine größere Tugend und eine süßere Wollust als diese gibt. Siehst Du, mein Teuerster, ich, dem diese Quelle schöner Taten verstopft ist, ich muß

so denken; zu meiner Beruhigung muß ich den Wert Deiner Großmut heruntersetzen, muß ich Vorzüge des Geistes und des Herzens auf Unkosten jener erheben, ich muß das tun, weil diese, aber nicht jene in meiner Gewalt sind. Je höher meine Verbindlichkeit gegen Dich steigt, desto höher muß ich Dir meine Freundschaft anrechnen; und ich kenne Dich zu gut, als daß ich nicht voraus überzeugt sein sollte, Du würdest viel lieber den Wert dieser letzteren übertreiben, als mir die erstere schwer machen.

Für Dein schönes und edles Anerbieten habe ich nur einen einzigen Dank, dieser ist die Freimütigkeit und Freude, womit ich es annehme. Niemals habe ich die Antwort gebilligt, womit der große Rousseau den Brief des Grafen Orlof abfertigte, der aus freiwilligem Enthusiasmus dem flüchtigen Dichter eine Freistätte anbot. In eben dem Maße, als ich mich gegen Rousseau kleiner fühle, will ich hier größer handeln wie er. Deine Freundschaft und Güte bereitet mir ein Elysium. Durch Dich, teurer Körner, kann ich vielleicht noch werden, was ich je zu werden verzagte. Meine Glückseligkeit wird steigen mit der Vollkommenheit meiner Kräfte, und bei Dir und durch Dich getraue ich mir diese zu bilden. Die Tränen, die ich hier an der Schwelle meiner neuen Laufbahn, Dir zum Danke, zur Verherrlichung vergieße, diese Tränen werden wiederkommen, wenn diese Laufbahn vollendet ist. Werde ich das, was ich jetzt träume, wer ist glücklicher als Du?

Eine Freundschaft, die so ein Ziel hat — kann niemals aufhören.

Zerreiße diesen Brief nicht. Du wirst ihn vielleicht in zehn Jahren mit einer seltenen Empfindung lesen, und auch im Grabe wirst Du sanft darauf schlafen.

Leb tausendmal wohl. Mein Herz ist zu weich. In einigen Tagen schreib ich Dir wieder. Lebe wohl.

Schiller."

Körner hatte gedacht und gehandelt, wie Schiller später in der Person seiner Agnes Sorel eine edle, opferfreudige Gesinnung darstellte:

„Wie? hab ich dir nicht alles froh geopfert,
Was mehr geachtet wird, als Gold und Perlen,
Und sollte jetzt mein Glück für mich behalten?"

Auch in seiner Antwort auf Schillers Brief zeigte sich seine schlichte Größe:

„Von jeher habe ich das Geld so gering geschätzt, daß es mich immer geekelt hat, mit Seelen, die mir teuer waren, davon zu reden. Es sollte mir weh tun, wenn Du mir zutrauen könntest, daß ich einen Wert auf Handlungen legte, die Leuten von unserer Art bloß natürlich sind. Nicht einen Augenblick habe ich gezweifelt, daß ich bei umgekehrten Verhältnissen eben das von Dir zu erwarten hätte. Ich hoffe also nicht, daß Du das jemals in Anschlag bringen wirst, wenn von dem, was wir einander sind, die Rede ist."

Zwei Jahre fast hatte dann Schiller in Körners Hause sorgenfrei gewohnt und unbefangen Körners Gastfreundschaft genossen. Aber er wollte auch nicht unbescheiden werden, und da die Einnahmen von der Thalia zur Bestreitung der Kosten für die Kleidung und die kleinen Bedürfnisse des Lebens oder auch für notwendige

Abzahlung alter Schulden nicht ausreichten, borgte er wieder bei anderen, bei dem Freunde Kunze und später gegen Wechsel von einem Geldverleiher Beit. Und als er auch diesen Wechsel nicht rechtzeitig voll eingelöst hatte, zahlte Körner, ohne ein Wort darüber an Schiller zu verlieren, die Fehlsumme an Beit aus seinem Gelde hinzu. Auch sonst hatte Körner dem Freunde noch manche Vorschüsse gegeben[11]) und immer mit der leisen, zarten Hand der Freundschaft, die alle Wunden heilt und des Lebens Bürden liebend teilt.[12]) Aber Geld und Gut war Körners geringste Wohltat;[13]) er hatte Schiller der Freude wiedergegeben. „Sein schöner Lebenslauf war Liebe,"[14]) und seine Liebe und Freundschaft hoben Schillers Selbstgefühl und erhöhten den Mut in ihm, für sein eigenes Selbst der Vollendung Krone zu erstreben. Und gerade deshalb machte er sich dennoch nach einer kurzen Ruhezeit weniger Jahre wieder aus den Armen der Freunde los. Je höher er strebte, um so mehr drängte es ihn, sich mit den ersten Geistern seiner Zeit zu messen; Je mehr die Freundschaft ihre sanfte Tyrannei geltend machte, um so mehr trieb es ihn, sich wieder allein auf sich selbst zu stellen. Er empfand damals, wie Tasso in Goethes Drama:

„Mir läßt die Ruh
Am mind'sten Ruhe. Dies Gemüt ist nicht
Von der Natur bestimmt, ich fühl' es leider,
Auf weichem Element der Tage froh
Ins weite Meer der Zeiten hinzuschwimmen."

---

11) Briefe Nr. 211 und 602. — 12) Die Ideale. — 13) Vgl.: Der Menschenfeind, 6. Szene. — 14) Don Carlos 4795.

So hatte er schon am 24. Mai 1786 an Wieland geschrieben: „Unabhängigkeit, die ich sonst für das höchste Gut gehalten, wird mir nunmehr eben dadurch lästig, weil sie mir aufgedrungen wird.“ Und die Qual der Trennung von den Freunden, so oft und so lebhaft er vor ihr zurückschreckte, konnte ihn nicht irre machen in dem Streben, sich die innerliche und äußerliche Selbständigkeit zu erkämpfen. Als er die Trennung vollzogen hatte und wenig über einen Monat in Weimar weilte, schrieb er am 28. August 1787 an seinen und Körners Freund Huber:

„Ich habe viel Arbeit vor mir, um zu meinem Ziele zu gelangen, aber ich scheue sie nicht mehr Mich dahin zu führen, soll kein Weg zu außerordentlich, zu seltsam für mich sein. Überlege einmal, mein Lieber, ob es nicht unbegreiflich lächerlich wäre, aus einer feigen Furcht vor dem Ungewöhnlichen und einer verzagten Unentschlossenheit sich um den höchsten Genuß eines denkenden Geistes, Größe, Hervorragung, Einfluß auf die Welt und Unsterblichkeit des Namens zu bringen. In welcher armseligen Proportion stehen die Befriedigungen irgend einer kleinen Begierde oder Leidenschaft gegen dieses richtig eingesehene und erreichbare Ziel. Das gestehe ich Dir, daß ich in dieser Idee so befestigt, so vollständig durch meinen Verstand davon überzeugt bin, daß ich mit Gelassenheit mein Leben an ihre Ausführung zu setzen bereit wäre und alles, was mir nur so lieb oder weniger teuer als mein Leben ist. Dies ist nicht erst seit heute und gestern in mir entstanden. Jahre schon hab' ich mich mit diesem Gedanken getragen, nur die richtige Schätzung

meiner selbst, wozu ich jetzt erst gelangt bin, hatte noch gefehlt, ihm Sanktion zu geben. . . . . .

Glaube mir, es steht unendlich viel in unserer Gewalt, wir haben unser Vermögen nicht gekannt — dieses Vermögen ist die Zeit. Eine gewissenhafte, sorgfältige Anwendung dieser kann erstaunlich viel aus uns machen. Und wie schön, wie beruhigend ist der Gedanke, durch den bloßen richtigen Gebrauch der Zeit, die unser Eigentum ist, sich selbst und ohne fremde Hilfe, ohne Abhängigkeit von Außendingen, sich selbst alle Güter des Lebens erwerben zu können. Mit welchem Rechte können wir das Schicksal oder den Himmel darüber belangen, daß er uns weniger als andere begünstigte. — Er gab uns Zeit, und wir haben alles, sobald wir Verstand und ernstlichen Willen haben, mit diesem Kapitale zu wuchern. . . .

Laß mich bald von Deiner Tätigkeit hören. Ich werde Dich desto lieber haben, je mehr ich Dich hochschätzen kann."

Schiller war zum Manne gereift. Das waren nicht mehr Worte jugendlicher Schwärmerei. — Von diesem Zeitpunkt ab war sein Leben der nie ermattenden Arbeit geweiht, um, so weit ihm noch Zeit gegönnt war, von der großen Schuld der Zeiten Minuten, Stunden, Jahre zu streichen.[15]) Zehn, zwölf, vierzehn Stunden am Tage widmete er der geistigen Arbeit.[16]) Seinen Eifer spornte noch der Wunsch, die Ehe mit Charlotte von Lengefeld zu ermöglichen und, als sie geschlossen war, die Gattin vor Sorge zu schützen. Seine

---

[15]) Schiller, Die Ideale. [16]) Briefe Nr. 219, 234, 524.

historischen Arbeiten und seine Beiträge zur Thalia und dem deutschen Merkur brachten ihm gute Einnahmen, so daß er mit dem geringen Professorgehalt von zweihundert Talern, mit den Kollegiengeldern und einem Zuschuß der Schwiegermutter vor ernsteren Geldsorgen sich geschützt glaubte und nur beklagte, daß er wenigstens die nächsten Jahre noch nicht die Unabhängigkeit gewinnen werde, um sich wieder ganz der Dichtkunst hingeben zu können: „Gegenwärtig fehlt es mir sehr an einer angenehmen und befriedigenden Geistesarbeit. Die Memoires, die Kollegien, die Beiträge zur Thalia nehmen mir meine ganze Zeit, und mein Kopf ist überladen, ohne Genuß dabei zu haben. Wie sehne ich mich nach einer ruhigen und selbstgewählten Beschäftigung. Aber ich darf mir so bald keine Rechnung darauf machen. Es wird mir aber nicht eher wohl werden, bis ich wieder Verse machen kann.“[17])

Und doch war er zunächst froh und freudig, der äußeren Sorgen enthoben zu sein, und genoß das Glück seiner jungen Ehe in vollen Zügen: „Wir beide,“ schrieb er am 30. Dezember 1790 dem Vater, „sind gesund und glücklich, wie wir es nur wünschen. In unsern besten Stunden denken wir der lieben Unsrigen und tragen uns mit allerlei schönen Entwürfen für die Zukunft. Ich habe freilich viel Arbeit, aber es fehlt mir dazu nicht an freudigem Mut, und der Himmel segnet sie.“ —

„Aber auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner schlagen.“[18])

---

[17]) Briefe Nr. 515. — [18]) Braut v. Messina.

Wenige Tage nach jenen Zeilen an den Vater brach unter der Überlast der geistigen Arbeit Schillers Körper zusammen, und schwere Brustkrämpfe brachten ihn in wiederholten Anfällen im Januar, Februar und besonders im Mai 1791 dem Tode nahe. Und mit der Not der Schmerzen und dem Ringen nach Atem bedrückte ihn von neuem die Sorge, wie er den Lebensunterhalt bestreiten solle, wenn er nicht arbeiten könne, und was aus seiner Lotte werden solle, wenn er sie unversorgt zurücklasse. Körperlich ist er nie wieder völlig genesen, und die Sorge um die Freiheit und Kraft zur Arbeit hat dem arbeitsdurstigen Manne fast täglich erneuten Kampf gekostet. Aber von der Angst um das tägliche Brot wurde er über Erwarten schnell befreit durch gute, edle Menschen, denen ein himmlischer Geist zugesprochen hatte, daß sie Schillers Not fühlten und stillten.[19]) Wie ein Wunder liest sich die Geschichte seiner Errettung.

Ein begeisterter Verehrer Schillers, der dänische Dichter Baggesen in Kopenhagen, hatte im Kreise des Grafen Schimmelmann, des Prinzen Christian von Augustenburg und anderer Freunde lebhafte Teilnahme und warmes Verständnis für Schiller und seine Dichtungen zu erwecken gewußt.

Im Frühjahr 1791 war zufällig zwischen der gräflichen Familie, dem Minister Schubart und Baggesen nebst ihren Frauen ein dreitägiger Ausflug auf das Schimmelmannsche Gut Hellebeck verabredet worden, um dort drei Tage im Genuß von Poesien zu schwelgen.

---

[19]) Goethe, Hermann und Dorothea, II.

Kurz vor der Abfahrt erhielten sie die damals fälschlich verbreitete Nachricht, Schiller sei gestorben. In lebhafter Teilnahme aller wurde beschlossen, den Ausflug dennoch zu machen, Baggesen aber sollte ihnen in Hellebeck, gleichsam als Totenfeier, Schillers Lied an die Freude und andere Dichtungen vorlesen. Der Plan wurde ausgeführt. Das Freudenlied, feierlich unter Musikbegleitung vorgetragen, wurde zur Totenklage, und die drei Tage verflossen in beständigen feierlichen Gedanken an Schiller. Über den Verlauf dieses Festes hatte Baggesen ausführlich an Schillers Kollegen, den Professor Reinhold in Jena, geschrieben, und Reinhold hatte, um Schiller und seine Gattin zu erfreuen, den Brief ihnen mitgeteilt. Er gewann den Eindruck, daß keine Arzenei heilsamer auf Schiller gewirkt habe: „Ich soll Ihnen sagen," schrieb er an Baggesen, „daß ihm seine Exequien auf Hellebeck ein unaussprechliches Vergnügen gewährt haben. Den Abend war ich mit unserer übrigen kleinen Klubgesellschaft bei ihm. Seine Frau zog mich beiseite: Wenn Sie Baggesen schreiben, sagte sie, so sagen Sie ihm — sagen Sie ihm — schreiben Sie ihm — und nun erstickte ein Tränenguß ihre Stimme, die sie nicht wiedergewinnen konnte, bis ich ihr sagte, daß ich Baggesen nichts Nachdrücklicheres, Rührenderes, Interessanteres schreiben könnte, als was ich soeben von ihr gesehen und gehört hätte." In seinem nächsten Briefe schrieb Reinhold dem dänischen Freunde natürlich wieder über Schillers Zustand: „Schiller ist leidlich wohl; vielleicht könnte er sich noch ganz erholen, wenn er eine Zeitlang sich aller eigentlichen Arbeit enthalten könnte. Aber das

erlaubt seine Lage nicht. Schiller hat nicht mehr als ich fixes Einkommen, das heißt zweihundert Taler, von denen wir, wenn wir krank sind, nicht wissen, ob wir sie in die Apotheke oder Küche senden sollen. Ich kann arbeiten, und Schiller hat es noch besser gekonnt, und kann es jetzt kaum, ohne seine Existenz in Gefahr zu setzen. Ein schreckendes Beispiel für mich! Und doch, wäre nur Schiller einstweilen geborgen, wie gern wollte ich mich dann mit der Versorgung begnügen, die mir jetzt meine Gesundheit gewährt."

Diese Worte haben, wie durch Baggesens Brief vom 19. Dezember 1791 ausdrücklich bezeugt ist, die Veranlassung gegeben, daß der Prinz Christian zusammen mit seinem Freunde Schimmelmann Schiller durch ein Geschenk von je tausend Talern auf drei Jahre der Not enthoben, und sie sind für Reinhold um so ehrender, als er wußte, daß Schiller ihn wohl achtete, aber seine Liebe nicht zur Hälfte erwidere. Schiller aber nahm die großmütig und auch in feiner, zarter Weise dargebotene Hilfe in derselben Gesinnung groß und edel an wie einst die Fürsorge seines Freundes Körner. Er wahrte seine Unabhängigkeit und Freiheit. „Der Menschheit wünschen wir einen Lehrer zu erhalten," hatten die edlen Wohltäter als Zweck ihrer Gabe genannt. In diesem Sinne nahm Schiller sie an und erwiderte: „Nicht an Sie, sondern an die Menschheit habe ich meine Schuld abzutragen. Diese ist der gemeinschaftliche Altar, wo Sie Ihr Geschenk und ich meinen Dank niederlege." Seine späteren Werke alle sind sein Dank an die hochherzigen Geber jenes Geschenks und ewig frische Kränze

auch ihres Ruhms. Der treue Körner aber, dem Schiller als erstem seine Freude mitteilte, nun endlich die Muße gewonnen zu haben, „für die Ewigkeit zu arbeiten," erwiderte schlicht und groß: „Eine traurige Empfindung mischt sich bei mir in die Freude über Dein Glück — daß wir in einem Zeitalter und unter Menschen leben, wo eine solche Handlung angestaunt wird, die doch eigentlich so natürlich ist."[20])

Die nächste Pflicht und Sorge war, jetzt auf Wiederherstellung der Gesundheit zu arbeiten. Schiller schaffte sich ein Pferd an und unternahm eine Reise zu Körners. Daneben aber war ihm nun daran gelegen, seine Schulden zu verringern. In Weimar hatte er wenigstens durch den Ertrag seiner Arbeiten leben können, ohne seine Schulden zu vermehren: „Im ganzen genommen," schrieb er am 16. April 1788, „ist mir doch jetzo leichter ums Herz, weil ich ohne Mühe, das heißt ohne mich zu überspannen, jetzo mehr erwerbe, als ich aufgehen lasse. Ich bin also doch auf dem Wege zur Genesung, und so langsam vielleicht auch mein Schuldenzahlen geht, so geht es doch, und das ist mehr, als ich seit 29 Jahren mich erinnern kann." Und dann schwelgt er in Plänen und Hoffnungen, daß auch die Zeit kommen werde, wo er auch den Berg der Schulden an Körner abwälzen werde, wo das fatale Wort „Geld" nie unter Dir und mir mehr genannt werden wird."

Die Hochzeit hatte auch dieses ersehnte Ziel wieder hinausgeschoben, wenn er es auch nie mehr aus den

---

[20]) Körner an Schiller, Mitte Dezember 1791.

Augen verlor. Jetzt, wo ihm Hilfe gekommen, geht er mit Ernst daran, sich frei zu machen. Kaum hat er durch Göschens Vermittlung „das Fäßchen Geld" aus Kopenhagen erhalten, so schreibt er an Körner: „Alle meine Schuldposten, diejenigen ausgenommen, die ich gegen Dich habe, denke ich dieses Jahr völlig abtragen zu können, wenn keine Krankheit dazwischen kommt. Dann bin ich keines Menschen Schuldner mehr als Deiner, und ich kann, ohne mich im geringsten zu berauben, Deine Kasse wieder füllen. Wie glücklich hat sich diese mir so schwere Bürde doch gelöst, und nichts fehlt mir jetzt als Gesundheit, um der glücklichste Mensch zu sein."[21]) Am 1. Juli 1793 sandte er dann an Körner sechzehn Louisdor; den Rest, achtundvierzig Louisdor, scheint er nicht mehr abgezahlt zu haben. Er wollte es Ende 1804 tun aus dem Ertrag des zweiten Bandes seiner Gedichte, aber das Erscheinen des Bandes verzögerte sich Schillers Krankheit wegen. Einen kostbaren Ring, den ihm die Kaiserin von Rußland übersandt hatte, scheint er fast zur gleichen Zeit zu Geld gemacht zu haben, um eine Schuld an seine Schwiegermutter zu begleichen.[22]) So verfolgte ihn die Sorge um das leidige Geld bis zu seinem Tode, trotz der ververhältnismäßig hohen Einnahmen aus seinen Honoraren und mancher Zuwendung des treuen Cotta über die bedungenen Zahlungen hinaus. Im Frühjahr 1804 glaubte Schiller, noch im laufenden Jahre alle Schulden abtragen zu können und schrieb in seinem Kalender

[21]) Briefe Nr. 602. — [22]) Charlotte v. Schiller, I, 300.

eine Berechnung auf, wie er voraussichtlich, falls er fünfzig Jahre alt würde, auch noch für seine Kinder ein Kapital von etwa 3500 Talern werde sammeln können. Aber das Jahr hielt seiner Krankheit halber wieder nicht, was er gehofft hatte, und der Tod rief ihn allzufrüh ab. Außer Körner war bei seinem Tode auch Cotta noch sein Gläubiger. Er hatte Schiller zum Ankauf seines Hauses in Weimar 1802 2600 Gulden geliehen. 1000 Gulden hatte er noch 1804 als Geschenk an Schiller abgeschrieben; am 31. Mai 1805 tilgte er den Rest durch den letzten Eintrag in Schillers Kapital-Konto der Cottaschen Buchhandlung: „Nachlaß des Kapitals für bisherigen Verlag 1600 Gulden." Nach Schillers Tode haben seine Erben von der Cottaschen Buchhandlung für „Schillers Theater", die Ausgabe seiner Werke, für den Briefwechsel mit Goethe und Humboldt und seine Biographie von seiner Schwägerin noch die bedeutenden Summen von 10 000 Gulden und 104 000 Reichstalern erhalten. Wie würde den sorgenden Dichter die Gewißheit gefreut haben, daß seine Schriften noch seinen Kindern solchen Ertrag bringen würden!

In seinem Briefkalender haben wir zwei Eintragungen Schillers aus den Jahren 1802 und 1804 über seine notwendigen jährlichen Ausgaben. Die erste beläuft sich auf 1525, die zweite auf 1300 Taler. Sie sind beide zu niedrig angesetzt, er brauchte, wie er in den Briefen des Jahres 1804 mehrfach bezeugte, jährlich rund 2000 Reichstaler. Aber die Etatsansätze zeigen immerhin ungefähr seinen Bedarf und den äußeren Zu-

schnitt seines Haushaltes, und wieder, wie beim Anblick seiner Bettstelle, erhält man beim Lesen dieser Wirtschaftsberechnung Schillers den Eindruck, wie der wahre Wert des Lebens jenseits von reich und arm liegt:

	Jährlich
Wirtschaft Tags à 1 Rtlr. 11 Gr.	525
Kleider für Lolo und Kinder	150
Zucker, Kaffee und Tee	75
Lohn und Neujahr für Christine und Jungfer	42
Seife und Wäschelohn	35
Bäcker	38
Lichter	35
	Facit 900

Meine Auslage:

Holz, Steuer, Brandkasse	125
Rudolphs Lohn und Kleider und Neujahr	40
Meine Kleider	75
Interessen dem Pachter	100
Unterricht der Kinder	20
Postgeld, Papier, Abschreiben	50
Tabak, Barbier, Apotheke	40
Trinkgelder und Ehrenausgaben	50
Wein und Bier	125
	625

Manche besondere Ausgaben wie für Reparaturen am Hause, für Reisen und leider auch für den Arzt kommen hinzu. Im Januar 1801 steht im Kalender vermerkt: Stark (das ist der Arzt) 130 Rtlr., und gleich darunter: „Fürs Klavier 35 Rtlr. und das alte dazugegeben." Immerhin aber hatten sich die Einnahmen in den späteren Jahren und namentlich im Jahre 1804 erheblich verbessert. Cotta hatte 1000 Gulden zum Honorar zugelegt, der Fürst Primas von Dalberg schickte

wie schon im Jahre vorher ein größeres Geschenk, und der Herzog verdoppelte ihm sein „Fixum" auf 800 Taler. Auch die Gesamtausgabe seiner Dramen versprach ein lohnendes Honorar. Dennoch berechnete sich Schiller, daß er, wenn er vor Verlegenheit gesichert sein wollte, jährlich ein neues Drama dichten müsse, und so hing auch für die Zukunft sein Unterhalt von seinem Fleiße und seiner Gesundheit ab; gerade auf Gesundheit aber konnte er schlechterdings nicht bauen.

Denn seit dem ersten schweren Anfall seiner Brustkrämpfe im Jahre 1791 blieb er dem Leiden und dem Tode vertraut,[23]) und die Sorge um sein Leben hat seitdem ihn, seine Gattin und seine Freunde nicht wieder verlassen. Im ersten Jahre nach der Krankheit war er fast immer unfähig zu arbeiten, entsagte bis auf den Verkehr mit einigen jungen Männern, die bei seinen Wirtinnen den Mittagstisch mit ihm und seiner Gattin gemeinsam hatten, völlig der Gesellschaft und zog fast die ganzen Tage den Schlafrock nicht aus. Meist stand er erst gegen Mittag auf und verbrachte dann die Nachmittage und Abende im Gespräch mit den jungen Leuten oder beim Kartenspiel.[24]) Auch später wiederholten sich Ohnmachten, Herzkrämpfe und Hustenbeschwerden häufig, und stets blieb er vom Wetter abhängig.[25])

Allmählich aber erwachte der Arbeitstrieb wieder, und die Willenskraft wirkte mehr als Schonung und Medikamente. Mit besserem Vertrauen, als er lange

---

[23]) Goethe, Epilog zu Schillers Glocke. — [24]) Morgenblatt 1838, Nr. 222—227. — [25]) Charlotte v. Schiller, I, 437.

gehabt, machte er sich mit seiner Lotte im Sommer 1793 auf die Reise nach der Heimat, um seinen alten Vater wiederzusehen. Die Mutter hatte ihn im Jahre vorher in Jena besucht. Auch sonst sehnte er sich nach der Heimat, nach der Vaterlandserde, dem Vaterlandshimmel, die Thüringen ihn nicht hatte vergessen machen. Der Schwabe war wieder in ihm wach geworden.[26]) Aber immer noch war sein Zustand traurig. Sein Freund Hoven, der Arzt, berichtet aus jener Zeit über ihn: „Leider war der Genuß seines Umgangs sehr oft durch Kränklichkeit, heftige Brustkrämpfe, gestört, aber in den Tagen des Besserbefindens, in welcher Fülle ergoß sich der Reichtum seines Geistes, wie liebevoll zeigte sich sein weiches, teilnehmendes Herz, wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus, wie anständig war jetzt seine sonst etwas ausgelassene Jovialität, wie würdig waren selbst seine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden."[27]) Er arbeitete emsig, meist in der Nacht, an Wallenstein und an den Briefen über die ästhetische Erziehung.

In der Heimat wurde ihm sein erster Sohn geboren. Dieses frohe Ereignis und das Gefühl der Genugtuung, nun seinem Vater, seinen Lehrern und den Jugendfreunden als allgemein anerkannter Gelehrter und Dichter gegenübertreten zu können, wirkten günstig auf seine Genesung ein. Aber der kleinste Fehler in der Vorsicht machte sich doch immer wieder traurig bemerkbar. An

[26]) Briefe Nr. 673. — [27]) Hovens, Selbstbiographie, S. 125.

einem besonders schönen Tage wagte er in Hovens Begleitung einen weiteren Spaziergang von Ludwigsburg eine Stunde weit nach Heutingsheim. In der Bibliothek eines Freundes Hovens hielt er sich etwas zu lange auf, bis gegen Sonnenuntergang es anfing, kühl zu werden: „Als wir in den Wald gekommen waren," so beschreibt Hoven den Rückweg, „bekam Schiller einen solchen Anfall von Brustkrampf, daß, weil ich niemand zu Hilfe rufen konnte, mir angst und bange war, wie ich ihn nach Hause bringen sollte. Wir hatten noch eine kleine halbe Stunde nach Ludwigsburg, und er konnte vor Beklemmung kaum gehen. Doch die Not gab mir Kraft; ihn mehr tragend als führend, brachte ich ihn endlich nach Hause. Er begab sich sogleich zu Bette, und nach dem Genuß von einigen Tassen Tee hörten die Krämpfe zu meiner großen Freude allmählich auf."

Im allgemeinen aber wirkte die Freude, seine Eltern und Geschwister wiedergesehen zu haben, und besonders die Vaterfreude wohltuend auf sein Befinden, und ein Umstand kam noch dazu, der seine Arbeitslust und sein Pflichtgefühl von neuem spornte. Bei aller Liebe zu den Eltern und den Jugendfreunden empfand er doch, daß er geistig weit über sie hinausgewachsen war,[28]) daß er fähig sei, den Besten seiner Zeit genugzutun, daß er aber bei seiner Kränklichkeit dann doppelt seine Willenskraft anspannen müsse. So kehrte er Mitte Mai 1794, von neuen Projekten erfüllt, nach Jena zurück und betrieb zunächst aufs eifrigste die Herausgabe der Horen, die

[28]) Briefe Nr. 696, 686.

ihm die Erfüllung seines höchsten Wunsches eintrug, mit Goethe in Verbindung zu kommen. Er selbst rühmte im Juni 1794, seine Gesundheit sei ziemlich erträglich, er sei noch nie so lange von heftigen Anfällen frei gewesen als jetzt, und die Engbrüstigkeit inkommodiere ihn nicht mehr so arg.[29]) Aber der Zustand war immer noch traurig genug. Mag Goethes Wort zu Eckermann übertrieben gewesen sein, er habe, als er Schiller zuerst kennen gelernt habe, geglaubt, er lebe keine vier Wochen mehr,[30]) Schillers eigene Worte zeigen uns zur Genüge, wie jammervoll sein Zustand war.

Als ihn Goethe nach den ersten Briefen hin und her zu sich einlud, damit sich mehrere Fäden zwischen ihnen anknüpften, lautete die rührende Antwort des armen, erst vierunddreißigjährigen kranken Schillers:

„Mit Freuden nehme ich Ihre gütige Einladung nach Weimar an, doch mit der ernstlichen Bitte, daß Sie in keinem einzigen Stücke Ihrer häuslichen Ordnung auf mich rechnen mögen, denn leider nötigen mich meine Krämpfe gewöhnlich, den ganzen Morgen dem Schlaf zu widmen, weil sie mir des Nachts keine Ruhe lassen, und überhaupt wird es mir nie so gut, auch den Tag über auf eine bestimmte Stunde sicher zählen zu dürfen. Sie werden mir also erlauben, mich in Ihrem Hause als einen völlig Fremden zu betrachten, auf den nicht geachtet wird, und dadurch, daß ich mich ganz isoliere, der Verlegenheit zu entgehen, jemand anders von meinem Befinden abhängen zu lassen. Die Ordnung, die jedem andern Menschen wohl

[29]) Briefe Nr. 718. — [30]) Eckermanns Gespräche d. 16. Dez. 1829.

macht, ist mein gefährlichster Feind, denn ich darf nur in einer bestimmten Zeit etwas Bestimmtes vornehmen müssen, so bin ich sicher, daß es mir nicht möglich sein wird.

Entschuldigen Sie diese Präliminarien, die ich notwendigerweise vorhergehen lassen mußte, um meine Existenz bei Ihnen auch nur möglich zu machen. Ich bitte bloß um die leidige Freiheit, bei Ihnen krank sein zu dürfen."[31])

Von dem geistigen Genuß, den ihm dieser Besuch bei Goethe eintrug, war er sehr befriedigt. „Jeden Augenblick, wo ich zu irgend etwas aufgelegt war," schrieb er an Körner, „habe ich mit Goethen zugebracht, und es war meine Absicht, die Zeit, die ich bei ihm zubrachte, so gut als möglich zur Erweiterung meines Wissens zu benutzen."[32])

Aber wie er sich diesen Genuß hatte abbangen müssen, das zeigen seine Briefe an seine Lotte. Da heißt es: „Seit drei Tagen bin ich hier . . . . Diese meiste Zeit aber bin ich fast immer mit Goethe zusammen gewesen, doch ohne den ganzen Genuß dieses Umgangs, weil ich mich selten wohl befand. Die Nächte waren viel besser, und ich schlief bald ein, aber meine Krämpfe inkommodierten mich den Tag über so sehr, daß ich nicht einmal die Stein besuchen konnte, ob ich gleich heute nachmittag schon auf dem Wege war und ihr Haus erreicht hatte. Sie war aber bei ihrer Mutter, wohin ich auch invitiert war, und dorthin konnte ich mich nicht mehr

---

[31]) Briefe Nr. 738. — [32]) Ebenda Nr. 750.

tragen, mußte also in ihrem Hause eine Viertelstunde anhalten, um mich zu erholen, und dann wieder nach Hause gehen. Sage ihr doch dieses und entschuldige mich."[33])

Schiller hat zwischendurch in dem Jahrzehnt, das er seitdem durchleben durfte, schmerzfreie Zeiten gehabt, aber nie ist er wieder völlig gesundet, nie hat er ohne bange Furcht leben können, daß ihn mitten in der Arbeit sein kranker Körper stören würde, und oft genug leider wiederholten sich auch immer wieder die schmerzhaften Krämpfe. Dennoch ist er nie hypochonder geworden und wieder und wieder siegte sein Wille und Geist über den siechen Körper, bis endlich die Seinen die Gewißheit seines Todes, vor dem ihnen oft gegraut hatte, erschreckte.

An sich hat Schiller den Tod nicht gefürchtet. Von den Tagen, als er 1791 mit dem Tode gerungen hatte, berichtet seine Schwägerin Karoline von Wolzogen: „Das Leben war ihm wert und reizend; aber mit männlicher Fassung suchte er uns zu beruhigen und das Unvermeidliche ertragen zu lernen. Ich las ihm die Stellen aus Kants Kritik der Urteilskraft, die auf Unsterblichkeit deuten, vor . . . . er nahm sie ruhig auf: „Dem allwaltenden Geiste der Natur müssen wir uns ergeben," sagte er, „und wirken, so lange wir's vermögen." Wir sollten unsere Freunde zu ihm kommen lassen, damit sie lernten, wie man ruhig sterben könne. Als ihm die Sprache schwer zu werden anfing, griff er nach dem Schreibzeuge und schrieb: „Sorget für eure Gesundheit,

---

[33]) Ebenda Nr. 745.

man kann ohne das nicht gut sein."[34]) Er selbst aber hat es doch fertig gebracht, auch als Kranker gut zu sein durch die Macht seines Willens und Gemüts.

Im letzten Frühling, den er erlebte, äußerte er in einem Gespräche mit der Schwägerin: „Der Tod kann kein Übel sein, da er etwas Allgemeines ist."

Auch auf seinem Sterbebett widerstand er tapfer der Qual und dem Bangen vorm Tode. Sein treuer Diener Rudolf wollte in der letzten Nacht, als er bei ihm wachte, gehört haben, daß er zwischen dem lauten Sprechen einiger Stellen aus dem Demetrius, einige Male Gott angerufen habe, ihn vor einem langen Hinsterben zu bewahren. Nur der Gedanke an die Seinen quälte und ängstigte ihn. Als er wenige Tage vor dem Tode aus einer Bewußtlosigkeit wieder erwacht war, erzählt Heinrich Voß, sein treuer Pfleger in den letzten Tagen, ließ er sich sein jüngstes, dreivierteljähriges Kind bringen: „Er wandte sich mit dem Kopfe um nach dem Kinde zu, faßte es an der Hand und sah ihm mit unaussprechlicher Wehmut ins Gesicht. Die Schillern sagte mir, es wäre gewesen, als ob er das Kind habe segnen wollen. Dann fing er an, bitterlich zu weinen und steckte den Kopf ins Kissen und winkte, daß man das Kind wegbringen möchte. Da ahnte ihm, wie bald er sich von dem Engel trennen sollte, und fühlte es, daß er eigentlich noch nicht aufhören müßte, diesem Kinde Vater zu sein."[35])

---

[34]) Schillers Leben, 1833, II, 83 u. 272. — [35]) Gräf, Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß, S. 82.

Die letzten Tage seines Lebens verbrachte er meist in bewußtlosem Zustande. Am Donnerstag, den 9. Mai 1805, nachmittags 1/24 Uhr, forderte er Naphtha, aber die letzte Silbe erstarb in seinem Munde. „Er versuchte zu schreiben," schrieb Voß, „brachte aber nur drei Buchstaben hervor, in denen noch der Charakter seiner Schriftzüge ersichtlich war. Nun schwanden die letzten Lebenskräfte, und in wenig Minuten lag er entschlafen da, voll Ruhe in dem noch im Tode edlen, großen Blicke."

Am nächsten Samstag nach seinem Tode wollten die Schauspieler in Weimar in dem reinsten Gefühl eines solchen Verlustes nicht spielen. Das Theater blieb geschlossen. Die nächste Vorstellung war die Jungfrau von Orleans.

Seine Leiche wurde in der Nacht vom Samstag zum Sonntag von Freunden zu Grabe getragen. Düstere Wolken zogen am mondhellen Himmel dahin. „Es war eine schöne Mainacht," erzählt Karoline von Wolzogen, „nie habe ich einen so anhaltenden und volltönenden Gesang der Nachtigallen gehört, als in ihr."

Am Sonntag nachmittag war in der St. Jakobikirche die religiöse Feierlichkeit. Vor und nach der Rede des Generalsuperintendenten Voigt wurde Mozarts Requiem von der herzoglichen Kapelle aufgeführt. Alle Kinder Schillers waren mit in der Kirche, und als während der Trauerrede die kleine, dreivierteljährige Emilie lachte, bewegte dies die Herzen aller Anwesenden mehr als die Worte des Predigers. Sie war die einzige in der großen Trauerversammlung, die in ihrer kindlichen Unschuld nicht wußte, welchen Verlust mit Schillers

Tode jeder einzelne und sie selber zumeist erfahren hatte.

Den Lebenswürdigen hatte der Tod erbeutet,[36] aber ihn auch aus dem zerrüttenden Gewühle der Not und Sorge und der bittern Schmerzen befreit, und sein verklärtes Bild im Andenken der Welt ist umstrahlt von dem milden Lichte sicheren Seelenfriedens.

---

[36] Goethe, Epilog zu Schillers Glocke.

> „Was ich Gutes haben mag, ist durch einige wenige vortreffliche Menschen in mich gepflanzt worden; ein günstiges Schicksal führte mir dieselben in den entscheidenden Perioden meines Lebens entgegen; meine Bekanntschaften sind auch die Geschichte meines Lebens." (Briefe Nr. 1639.)

4. Freundschaft.

Ich weiß keinen zweiten Großen in der Geschichte der Menschheit, der so viele treffliche Freunde gehabt hat, wie Schiller. Nur wenige von ihnen hat er durch den Tod verloren, wie Zumsteeg, Huber, Beck; die übrigen haben ihn lange, die meisten fast um ein Menschenleben, überlebt. Fast alle haben sich gedrungen gefühlt, auch öffentlich seiner zu gedenken, so Petersen, Conz, Hoven, Scharffenstein, Streicher, Körner, Humboldt und Goethe, und aus ihren Veröffentlichungen klingt heraus, daß er ihnen allen als der Edelste unter allen Menschen galt, mit denen das Leben sie zusammengeführt hatte. Und wen er einmal gewonnen hatte, den wußte er festzuhalten, und er hat keinen verloren. Die ihn überlebten, haben seinen Verlust eigentlich nie verschmerzt; was sie tröstete, war allein der erhebende Gedanke, den Goethe warm und groß in die Worte gefaßt hat: „Er war unser." Wie seine Freundschaft das Glück, der eigentliche Kernpunkt ihres Lebens gewesen war, so blieb sie über seinen Tod hinaus bis zum eigenen Tode ihr Stolz. Frühe hatte er die Freundschaft gesucht, früh sie gefunden, und liebend hat sie bei ihm

ausgeharrt, tröstend ihm zur Seite gestanden und mit leiser, zarter Hand alle Wunden geheilt und des Lebens Bürden geteilt bis zum letzten finstern Haus.[1])

Von seinem Einfluß auf seine Schüler und jüngeren Freunde ist schon die Rede gewesen. Im folgenden soll besonders von seinem Verhältnis zu den nächsten Freunden und Mitstrebenden gesprochen werden, vor allem zu denen, die ihm am engsten verbunden waren, zu Körner, Cotta, Humboldt und Goethe. Sie haben alle treu zu ihm gestanden, aber auch alle segensreich an ihm erfahren, daß die Treue kein leerer Wahn ist, und von allen seinen Freunden läßt sich sagen, daß sie an ihm emporgewachsen sind, von ihm zu höherem Streben oder doch wie Goethe zu neuem Streben emporgezogen worden sind. So schrieb schon Scharffenstein in seinen Jugenderinnerungen von der Zeit, als er Schiller nach seinem Übertritt aus der Militärpflanzschule in das Amt eines Regimentsmedikus in Stuttgart wiedersah: „Ich erstaunte, und mein Geist beugte sich vor der imponierenden Superiorität und den Fortschritten, die ich bei Schiller antraf. Nicht allein, daß er die Räuber schon ganz und Fiesco halb im Manuskript hatte, war er in der Geschichte, in den theoretischen, philosophischen Wissenschaften nicht nur professormäßig bewandert, sondern sein tiefer Sinn hatte ihren Gehalt fürs Leben gewürdigt. Die Wärme seines Gemüts war weniger brausend zwar, aber wahrer, konzentrierter, einhelliger mit der Phantasie. Sein Herz hatte mit dem Geist den

[1]) Schiller, Die Ideale.

Takt gefunden. Dieser kurzen Epoche, wo der Freund mein Lehrer war, verdankt meine Entwicklung und Bildung sehr viel. Schillers Philosophie hatte ein stoisches Gepräg; man findet in seinen Werken prononziert genug, wes Geistes Kind er war. Den fürs Leben so praktischen, stählenden Satz, Glückseligkeit sei mehr eine persönliche Eigenschaft, urgierte er mit schwellender Brust und pfropfte er in die meinige."[2]) Und wie Schiller seinen treuen und bescheidenen Freund Streicher, der die kärglichen Mittel, die ihm seine Mutter zu seiner musikalischen Ausbildung senden konnte, dem Freunde opferte, zu uneigennützigster Liebe und Bewunderung an sich gefesselt hatte, das zeigt Streichers ganze Schrift über Schillers Flucht, vor allem aber das rührende Bild, das er darin gezeichnet hat von dem auf der Reise völlig erschöpften Freunde, an dessen Seite er in treuester Sorge bangend wachte:

„Es war ein sehr schöner, heiterer Morgen, als die Reisenden ihre ermüdeten Füße wieder in Gang zu bringen versuchten und den Weg antraten. Langsam schritten sie vorwärts, rasteten aber schon nach einer Stunde, um sich im Dorfe mit etwas Kirschengeist, in Wasser geschüttet, abzukühlen und zu stärken. Zu Mittag kehrten sie wieder ein, weniger wegen des Essens, als daß Schiller, der sehr müde war, sich etwas ausruhen könne. Allein es war in dem Wirtshause zu lärmend, die Leute zu roh, als daß es über eine halbe Stunde auszuhalten gewesen wäre. Man machte sich also noch einmal auf, um Frankfurt in einigen Stunden zu er-

[2]) Morgenblatt 1837 Nr. 57.

reichen, welches aber die Mattigkeit Schillers kaum zuzulassen schien; denn er ging immer langsamer, mit jeder Minute vermehrte sich seine Blässe, und als man in ein Wäldchen gelangte, in welchem seitwärts eine Stelle ausgehauen war, erklärte er, außer stande zu sein, noch weiter zu gehen, sondern versuchen zu wollen, ob er sich nach einigen Stunden Ruhe wenigstens so weit erhole, um heute noch die Stadt erreichen zu können. Er legte sich unter ein schattiges Gebüsch ins Gras nieder, um zu schlafen, und Streicher setzte sich auf einen abgehauenen Stamm eines Baumes, ängstlich und bange nach dem armen Freund hinschauend, der nun doppelt unglücklich war.

In welcher Sorge und Unruhe der Wachende die Zeit zugebracht, während der Kranke schlief, kann derjenige allein fühlen, der die Freundschaft nicht bloß durch den Austausch gegenseitiger Gefälligkeiten, sondern auch durch das wirkliche Mitleiden und Mittragen aller Widerwärtigkeiten kennt. Und hier mußte die innigste Teilnahme um so gewisser sein, da sie einem Jüngling galt, der in allem das reinste Gemüt, den höchsten Adel der Seele kundgab und all das Erhabene und Schöne schon im voraus ahnen ließ, das er später so groß und herrlich entfaltete. Auch in seinen gehärmten düstern Zügen ließ sich noch der stolze Mut wahrnehmen, mit dem er gegen ein hartes, unverdientes Schicksal zu kämpfen suchte, und die wechselnde Gesichtsfarbe verriet, was ihn auch seiner unbewußt beschäftigte."

Den Dichter bedrückte Streicher gegenüber das Gefühl, daß dieser seine eigene Fortbildung daran gab, ihm

zu helfen. Streicher war sein guter Kamerad und hing in einer Verehrung an ihm, die in dieser Zeit der Not dem Geflüchteten den Lebensmut erhielt. Schiller war ihm dankbar und hatte ihn gern um sich, aber eigentlich geistige Anregung empfing er nicht von ihm. So schlossen sie auch beim endgültigen Abschied den Vertrag, sich nicht zu schreiben, bis der Dichter nach Goethes Beispiel Minister und der junge Musiker Kapellmeister geworden sein würde. Aber dieser Abmachung lag zugleich auch wieder Schillers „praktische, stählende Lebensphilosophie" zugrunde, daß jeder nach dem Höchsten streben müsse, wie er sich später ähnlich von dem Maler Reinhart mit dem gegenseitigen Versprechen trennte, daß sie beide keine Lumpe werden wollten.[3]) Streicher hat im Verkehr mit Schiller so rein, so bescheiden wie kein anderer die Wollust empfunden, einen großen Mann zu sehen.[4]) In dem einzigen Brief, den er nach der Trennung an Schiller geschrieben hat, bezeugt er selbst, daß er ihn und sein Talent „abgöttisch" verehre. Nur einmal wollte er gern wieder Nachricht über Schiller haben, aber er versichert seinem „unvergeßlichen Schiller," daß von jeder Zudringlichkeit niemand entfernter sei, als er. Und Schiller bezeugte dem „treuen und hochgeschätzten Freunde," daß ihm seine „auf jeder Probe ausharrende Treue in ewig teurem Andenken bleiben" werde. Schwerlich wird ein anderer Brief Schillers dem Empfänger eine seligere Genugtuung gewährt haben, als dieser an den uneigennützigsten seiner Freunde, der nur das Recht haben

[3]) Briefe Nr. 2043. — [4]) Goethe, Götz v. Berlichingen.

wollte, Schiller in aller Stille lieb zu haben und zu verehren.

Im April 1785 kam Schiller in Leipzig an. Körner traf er nicht an, da dieser in Dresden eine Anstellung gefunden hatte, aber Körners Leipziger Freunde nahmen den jungen Dichter freudig in ihren Kreis auf: der junge Ludwig Ferdinand Huber, der Steingutwarenfabrikant Kunze, der Buchhändler Göschen, der Maler Reinhart, der Dichter Jünger. Der Letztgenannte ist mit Schiller nicht in dauerndem Verkehr geblieben; aber auch er hat in einem Brief an den Freiherrn von Dalberg vom 20. September 1785 bezeugt, wie anregend Schiller auf ihn gewirkt habe: „Rat Schiller, mit dem ich einen der vergnügtesten Sommer meines Lebens auf dem Lande (das heißt in Gohlis) zugebracht habe, ist vor acht Tagen von hier nach Dresden gegangen, wo er sich den Winter über aufhalten wird. Sein Verlust ist mir um so viel empfindlicher, da mich gewisse Umstände nötigen, für diesmal den Winter in Leipzig zu bleiben."[5]) Auf die übrigen wirkte Schiller noch tiefer ein. Er wußte sie für seinen Lieblingsgedanken zu erwärmen und zu begeistern, für die hohe, ideale Freundschaft, die er in seinem Carlos soeben dargestellt hatte, für die wahre und kühne Freundschaft, in der die Freunde alle Unterschiede der Geburt und des Schicksals durch ihrer Liebe Reichtum ausfüllen, größer sein wollen als ihr Los und gegenseitig als schreckenlose Hüter ihrer Tugend sich kräftig fassen wollen.

---

[5]) Archiv für Literaturgeschichte, VI, 420.

So schrieb Göschen an Bertuch in Weimar am 28. Februar 1786: „Dieser Schiller hat mich und den jungen Huber, künftigen Legationssekretär in Madrid,[6]) den Oberkonsistorialrat Körner, anjetzt in Dresden, Jünger, den Dichter, oft mit dem größten Ernst, mit hinreißender Beredsamkeit, mit Tränen in den Augen, aufgemuntert, ja alle unsere Kräfte, ein jeder in seinem Fache, anzuwenden, um Menschen zu werden, die die Welt einmal ungern verlieren möchte. Wir alle haben ihm viel zu verdanken; und in der Stunde des Todes werd ich mich seiner mit Freuden erinnern."

Auch durch Schillers Briefe an Huber aus jener Zeit klingt immer wieder der anspornende Ruf hindurch, daß die Freunde mit ihm der „Vollendung Krone" erstreben sollten: „O, ich drücke Dich im Geiste an mein Herz — (mein Rodrigo! möchte ich Dir zurufen). Wenigstens wollen wir Arm in Arm bis vor die Falltüre der Sterblichkeit dringen, wo die Linien zwischen Menschen und Geistern gezogen sind. Enthusiasmus bleibe stets unsere erste treibende Kraft." Und wieder heißt es in einem späteren Briefe an Huber: „Laß mich bald von Deiner Tätigkeit hören. Ich werde Dich desto lieber haben, je mehr ich Dich hochachten kann." Aber das Verhältnis mit Huber lockerte sich später, eben weil er Schillers volle Hochachtung sich nicht erwerben konnte, der auch schon frühe bei dem jüngeren Freunde etwas Weichliches, Schlaffes, Zerfahrenes bemerkt hatte."[7])

---

[6]) Von dieser Anwartschaft Hubers ist sonst meines Wissens nichts bekannt. Zwei Jahre später kam er als Legationssekretär nach Mainz. — [7]) Briefe Nr. 144, 213, 623.

Um so tiefer und wahrer und dauerhafter war der Freundschaftsbund mit Gottfried Körner. Als ihm Schiller zuerst am 1. Juli 1785 in Kahnsdorf persönlich nähergetreten war, war der Eindruck der glücklichen Mischung in Körner von Feuer und Kälte, seines Talents zur Begeisterung und seines wahrhaften, zuverlässigen Charakters ein gewaltiger. Körner wurde ihm der ruhige Freund, der aus den Tiefen seiner stillen Seele dem umhergetriebenen jungen Dichter Rat und Hilfe reichte, der Freund, den ihm die Himmlischen in der Ferne erzogen hatten, daß in den Stunden der Not ihm auch die Hilfe bereit sei.[8]) Schon am Tage nach der Zusammenkunft schrieb Schiller einen Brief an Körner, der uns zeigt, wie schnell und sicher er des neuen Freundes edlen Charakter erkannt hat:

„Bester Freund — der gestrige Tag, der zweite des Julius, wird mir unvergeßlich bleiben, solange ich lebe. — Ich weiß nicht mehr, wie wir eigentlich darauf kamen, von Entwürfen für die Zukunft zu reden. Mein Herz wurde warm. Es war nicht Schwärmerei — philosophisch feste Zuversicht war's, was ich in der herrlichen Perspektive der Zeit vor mir liegen sah. Mit weicher Beschämung, die nicht niederdrückt, sondern männlich emporrafft, sah ich rückwärts in die Vergangenheit, die ich durch die unglücklichste Verschwendung mißbrauchte. Ich fühle die kühne Anlage meiner Kräfte, das mißlungene (vielleicht große) Vorhaben der Natur mit mir. Eine Hälfte wurde durch die wahnsinnige Methode meiner Erziehung und die Miß-

[8]) Goethes Iphigenie, IV, 1.

laune meines Schicksals, die zweite und größere aber durch mich selber zernichtet. Tief, bester Freund, habe ich das empfunden, und in der allgemeinen feurigen Gärung meiner Gefühle haben sich Kopf und Herz zu einem herkulischen Gelübde vereinigt — die Vergangenheit nachzuholen und den edlen Wettlauf zum höchsten Ziele von vorn anzufangen. Mein Gefühl war beredt und teilte sich den andern elektrisch mit. O, wie schön und wie göttlich ist die Berührung zweier Seelen, die sich auf dem Wege zur Gottheit begegnen. Du warst bis jetzt noch mit keiner Silbe genannt worden, und doch las ich in Hubers Augen Deinen Namen — und unwillkürlich trat er auf meinen Mund. Unsere Augen begegneten sich, und unser heiliger Vorsatz zerschmolz in unsere heilige Freundschaft. Es war ein stummer Handschlag, getreu zu bleiben dem Entschluß dieses Augenblicks — sich wechselsweise fortzureißen zum Ziele — sich zu mahnen und aufzuraffen einer den andern — und nicht stille zu halten bis an die Grenze, wo die menschlichen Größen enden. O, mein Freund, nur unserer innigen Verkettung, ich muß sie noch einmal so nennen, unserer heiligen Freundschaft allein war es vorbehalten, uns groß und gut und glücklich zu machen. Die gütige Vorsehung, die meine leisesten Wünsche erhörte, hat mich Dir in die Arme geführt, und ich hoffe, auch Dich mir. Ohne mich sollst Du ebensowenig Deine Glückseligkeit vollendet sehen können, als ich die meinige ohne Dich. Unsere künftig erreichte Vollkommenheit darf auf keinem andern Pfeiler als unserer Freundschaft ruhen.

Unsere Unterredung hatte diese Wendung ge-

nommen, als wir ausstiegen, um unterwegs ein Frühstück zu nehmen. Wir fanden Wein in der Schenke. Deine Gesundheit wurde getrunken. Stillschweigend sahen wir uns an, unsere Stimmung war feierliche Andacht, und jeder von uns hatte Tränen in den Augen, die er sich zu ersticken zwang. Göschen bekannte, daß er dieses Glas Wein noch in jedem Gliede brennen fühlte, Hubers Gesicht war feuerrot, als er uns gestand, er habe noch keinen Wein so gut gefunden, und ich dachte mir die Einsetzung des Abendmahls — „Dieses tut, so oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtnis." Ich hörte die Orgel gehen und stand vor dem Altare. Jetzt erst fiel's uns auf die Seele, daß heute Dein Geburtstag war. Ohne es zu wissen, haben wir ihn heilig gefeiert. — Teuerster Freund, hättest Du Deine Verherrlichung in unsern Gesichtern gesehen — in der vom Weinen erstickten Stimme gehört: in dem Augenblick hättest Du sogar Deine Braut vergessen, keinen Glücklichen unter der Sonne hättest Du beneidet. — — Der Himmel hat uns seltsam einander zugeführt, aber in unserer Freundschaft soll er ein Wunder getan haben. Eine dunkle Ahnung ließ mich so viel von Euch erwarten, als ich meine Reise nach Leipzig beschloß, aber die Vorsehung hat mir mehr erfüllt, als sie mir zusagte, hat mir in Euren Armen eine Glückseligkeit bereitet, von der ich mir damals auch nicht einmal ein Bild machen konnte. Kann dieses Bewußtsein Dir Freude geben, mein Teuerster, so ist Deine Glückseligkeit vollkommen."[9])

---

[9]) Briefe Nr. 133.

Ruhiger, aber nicht minder warm, hatte schon zwei Monate früher Körner über seine Erwartungen von der Freundschaft mit Schiller geschrieben: „Um ganz glücklich zu sein, das heißt beim Genuß der angenehmsten Empfindungen mit mir selbst zufrieden zu sein, muß ich so viel Gutes um mich her gewirkt haben, als ich durch meine Kräfte und in meinen Verhältnissen zu wirken fähig bin. Und das werde ich, wenn ich meinen Schiller an meiner Seite habe. Einer wird den andern anfeuern, einer sich vor dem andern schämen, wenn er in dem Streben nach dem höchsten Ideale erschlaffen sollte. Wir gehen auf verschiedenen Bahnen, aber einer sieht mit Freuden die Fortschritte des andern."[10])

Man könnte versucht sein, solche Worte als schwärmerische Träume zu belächeln, aber beide Männer haben sich auch später nicht irre machen lassen, wenn des Staubes Weisheit die Himmelstochter Begeisterung lästerte, und sie haben auch als Männer für diese Träume ihrer Jugend Achtung getragen.[11]) Wieder und wieder hat Schiller den Dresdener Freund zu schriftstellerischer Tätigkeit und besonders zu kritischen Arbeiten angespornt, und umgekehrt ist Körner, als Schiller sich historischen und philosophischen Forschungen hingab, nicht müde geworden, den Genius des Dichters bei seinem großen Namen zu rufen.[12]) Das hat auch Wilhelm von Humboldt ausdrücklich von Körner gerühmt: „Vorzüglich," schrieb er ihm am 10. Dezember 1794, „ist mir immer, besonders

[10]) Körner an Schiller d. 2. Mai 1785. — [11]) Carlos, IV, 21. — [12]) Carlos I, 9.

bei Schillers Arbeiten, Ihre Strenge ehrwürdig gewesen, da sie so rein und unmittelbar aus den höchsten Forderungen des Ideals entspringt." Und als er 1830 an die Herausgabe des Briefwechsels zwischen Schiller und ihm ging und Körner einen Teil der Briefe zur Durchsicht schickte, schrieb er: „Die Briefe sind alle aus einer Zeit, in welcher Schiller in einen philosophischen Weg geraten war, der zwar in sich einen sicheren und vortrefflichen Grund hatte, allein übrigens doch hätte anders geführt werden sollen. Ich bin ihm leider in diesen Weg zu sehr gefolgt und habe dazu beigetragen, ihn darin zu bestärken. Sie haben ihm dagegen, wie einige Stellen der Briefe bezeugen, warnende Winke gegeben."[13])

Schiller war ein scharfer Menschenkenner. „Er konnte," wie Wilhelm von Humboldt von ihm schrieb, „alle, und richtig und allseitig beurteilen."[14]) Als er Reinhold zum erstenmal in Jena besucht hatte und sechs Tage in seinem Hause „sehr angenehm" zugebracht hatte, berichtet er trotzdem an Körner mit klarem Blick: „Reinhold kann nie mein Freund werden, ich nie der seinige, ob er es gleich zu ahnden glaubt. — Das Reich der Phantasie ist ihm eine fremde Zone, worin er sich nicht wohl zu orientieren weiß. Seine Moral ist ängstlicher als die meinige, und seine Weichheit sieht nicht selten der Schlappheit, der Feigheit ähnlich. Er wird sie nie zu kühnen Tugenden oder Verbrechen weder im Ideal noch in der Wirklichkeit, erheben, und das ist

---

[13]) Jonas, Ansichten über Ästhetik und Literatur von Wilhelm v. Humboldt, S. 36 u. 143. — [14]) Ebenda S. 121.

schlimm. Ich kann keines Menschen Freund sein, der nicht Fähigkeit zu einem dieser beiden oder zu beiden hat."[15]) Wie anders war der Eindruck, den Körner schon nach seinen ersten Briefen noch vor der persönlichen Bekanntschaft auf den Dichter gemacht hatte. Wir erfahren ihn namentlich aus dem Briefe vom 7. Mai 1785: „Könnte meine herzliche Achtung für Sie, mein Bester, noch viele höhere Grade zählen, so hätte sie zuverlässig durch Ihren letzten Brief den höchsten erreicht. Ihr edles Herz lernte ich frühzeitig lieben, Ihren ausdauernden Mut, Ihre Entschlossenheit habe ich längst bewundert, jetzt aber verehre ich Ihren Geist. Ja, liebster Freund, verehren muß ich den Mann, der in einer Epoche, wo gewöhnlich die Glücklichen sich dem Genuß ihrer Wonne mit süßer, verführerischer Erschlappung dahingeben und den besten Teil ihres Daseins in einem berauschenden Traum verschwelgen, der in einer solchen Periode nach Taten dürstet und — erlauben Sie mir Ihre eigenen Worte — darauf denkt, dem Glücke einen Teil seiner Schuld abzutragen. — Gewöhnlich hört die Anstrengung auf, wenn der Mensch am längst erflehten Ziele seiner Glückseligkeit landet,[16]) der Ehrgeiz und die Tatenbegierde ziehen sonst ihre Segel ein, wenn sie dem Hafen sich nähern. — Sie, mein Wertester, spannen jetzt neue und kühnere aus und fangen an, wo die Leidenschaften und Wünsche der andern, alltäglichen Menschen ein mutloses Anker werfen."

---

[15]) Briefe Nr. 132. — [16]) Körner stand vor seiner Hochzeit und war durch den Tod des Vaters zu behaglichem Wahlstand gelangt.

Lebenslang gehörte es zu Schillers besten Freuden, dem alten lieben Freunde in Dresden ein neues Werk seiner Muse zu übersenden, und der helle Enthusiasmus, der ihm dann aus Körners Briefen als „der reine Reflex aus der begegnenden Brust"[17] entgegenspiegelte, dünkte dem Dichter immer von neuem, wie einst die erste Huldigung der Leipziger Brautpaare, „eine größere Belohnung, als der laute Zusammenruf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten," in denen er gegen den „Widerstand der stumpfen Welt" anzukämpfen hatte."[18])

Als Körner mit Schiller Freundschaft schloß, hatte er eine stille Sorge. Er zweifelte, ob ihn Schiller nicht zu sehr in Schatten stellen würde: „Wenigstens muß Schiller nicht zu sehr über mich emporragen, wenn uns ganz wohl beieinander sein soll."[19]) Aber gerade je mehr er selbst dazu beigetragen hat, Schillers Pegasus zu entjochen, um so herrlicher entrollte dieser in Sturmeswehen der Schwingen Pracht und entschwebte vor Körners bewundernden Blicken unter des Meisters sicherer Hand zu den blauen Höhen.[20]) Und doch blieb den Freunden wohl miteinander. Denn Körner hatte inzwischen das einzige Rettungsmittel gegen große Vorzüge eines andern gefunden, jene Freiheit, von der Schiller an Goethe schrieb, „daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit gibt als die Liebe."[21]) Und

---

[17]) Schiller, Die Belohnung. — [18]) Briefe Nr. 1845 u. 107, u. Goethe, Epilog zu Schillers Glocke. — [19]) An Schiller 8. Mai 1785. — [20]) Schiller, Pegasus im Joche. — [21]) Briefe Nr. 1054 Vgl. Goethe, Sprüche in Prosa Nr. 389 (Hempelsche Ausgabe).

seine aufrichtige Liebe zu Schiller half ihm auch andere Prüfungen edel zu bestehen. Als Schiller in der Zeit seiner Verlobung den Freund etwas vernachlässigt hatte, da schrieb ihm dieser kurz vor Schillers Ehe offen und groß: „Irgend eine lebhafte Idee, durch die ein berauschendes Gefühl Deiner Überlegenheit bei mir entsteht, verdrängt zwar zuweilen eine Zeitlang alle persönliche Anhänglichkeit; aber das Bedürfnis zu lieben und geliebt zu werden, kehrt bald bei Dir zurück. Ich kenne die aussetzenden Pulse Deiner Freundschaft; aber ich begreife sie, und sie entfernen mich nicht von Dir. Sie sind in Deinem Charakter notwendig und mit anderen Dingen verbunden, die ich nicht anders wünschte. Mit Deiner Liebe wird es nicht anders sein; und Deiner Gattin, wenn ich vertraut genug mit ihr wäre, um eine solche Äußerung wagen zu dürfen, würde ich nichts Besseres an ihrem Vermählungstage wünschen können, als das Talent, Dich in solchen Momenten nicht zu verkennen."[22]) Und Körner erreichte mit diesem Briefe, was er beabsichtigt hatte, und zerstreute schnell den Nebel. Hatte Schiller etwas spitz in dem vorangegangenen Briefe geschrieben, Körners kluge Miene in seinem letzten Briefe habe ihn belustigt; es komme ihm vor, als könne Körner den Maßstab nicht sogleich wiederfinden, mit dem er zu messen sei, so schrieb er jetzt nach Körners geraden Worten: „Du gibst mir und denen, welche Deinen Brief zu sehen bekommen werden, einen Aufschluß über mich, der mir um seiner Wahrheit und Deiner Billigkeit wegen sehr willkommen

---

[22]) An Schiller, d. 26. Januar 1790.

war. Hast Du die Erfahrung von unterbrochenen Freundschaftsgefühlen aus unserm Verhältnis genommen, so tust Du mir doch vielleicht unrecht, wenn Du die Ursache ganz allein in mir und gar nicht in äußerlichen Vorfällen suchst, die den freien Lauf meiner Empfindungen nicht selten verlenkt oder aufgehalten haben. Ich darf mir nicht selbst unrecht tun und von der Entschuldigung Gebrauch machen, womit Du mir entgegenkommst. Meine Freundschaft hat nie gegen Dich ausgesetzt; das Wandelbare in meinem Wesen kann und wird meine Freundschaft zu Dir nicht treffen: sie, die selbst davon, wie Du auch immer gegen mich handeln möchtest, unabhängig ist. Ich könnte mich überreden, daß ich Dir aufgehört hätte, etwas zu sein, daß Deine Vorstellungsart und Deine Empfindungsart einen Gang genommen hätten, auf dem sie der meinigen nicht leicht mehr begegneten; aber Du hättest es in der Gewalt, in jedem Augenblicke mein Vertrauen zu Dir und die ganze Harmonie unter uns wiederherzustellen. — Du wirst mit keinem Menschen ein genaueres Band flechten, als mit mir, und ich ebensowenig. Also haben werden wir einander immer."[23])

Und noch eine andere Gefahr bestand Körner siegreich: die Eifersucht. In Humboldt und Goethe gewann Schiller noch geistvollere Freunde, und sie haben ihn, namentlich Goethe, zweifelsohne geistig noch in höherem Maße angeregt. Aber Körners Liebe war unerschütterlich, und er war edel genug, auch das zu verstehen. Die

[23]) Briefe Nr. 497.

beider höchsten Tugenden, die Treue und die Wahrhaftigkeit, hat er im Verkehr mit seinem großen Freunde stetig und zuverlässig bewährt, und in uneigennütziger Liebe freute er sich, daß die größten Männer seiner Zeit seinem Freunde nahe traten. Beide waren bedeutendere, imposantere[24]) Naturen als Körner, und Schiller selbst hat an die Gräfin von Schimmelmann geschrieben, daß nicht nur die hohen Vorzüge des Geistes Goethe an ihn bänden, sondern daß Goethe auch als Mensch für ihn den größten Wert von allen hätte, die er persönlich je habe kennen lernen.[25]) Dazu kommt, daß Körner seit 1787 von Schiller getrennt lebte und sie sich nur selten wieder besuchen konnten, während Schiller mit Goethe sich häufig, und die letzten Jahre fast täglich sah oder doch sehen konnte. Und dennoch ist Schillers Freundschaft mit Körner durch seinen engen Bund mit Goethe in keiner Weise beeinträchtigt worden. Schillers Beziehungen zu beiden waren verschiedener Art. In Bezug auf seine geistigen Interessen wurde ihm Goethe der nächste; aber mit Körner verbanden ihn — was bei Freundschaften besonders ins Gewicht fällt — alte liebe Erinnerungen an Stunden fröhlicher Jugendlust. Und nun rechne man hinzu die nahe Verbindung auch seiner Gattin mit Minna Körner und ihrer Schwester Dora Stock und die kühle Zurückhaltung der Weimarischen Frauen von Goethes Lebensgefährtin, die er erst nach Schillers Tode heiratete. Schiller und seine Gattin waren groß genug, von allem Klatsch über Christine Vulpius

---

[24]) Briefe Nr. 343. — [25]) Briefe Nr. 1639.

sich fern zu halten, aber ein ungezwungener Verkehr mit dem Goetheschen Hause war nicht möglich. In dem schon angeführten Briefe Schillers an die Gräfin Schimmelmann schrieb er: „Es wäre zu wünschen, daß ich Goethe ebensogut in Rücksicht auf seine häuslichen Verhältnisse rechtfertigen könnte, als ich es in Absicht auf seine literarischen und bürgerlichen mit Zuversicht kann. Aber leider ist er durch einige falsche Begriffe über das häusliche Glück und durch eine unglückliche Eheschеu in ein Verhältnis geraten, welches ihn in seinem eigenen häuslichen Kreise drückt und unglücklich macht, und welches abzuschütteln er leider zu schwach und zu weichherzig ist. Dies ist seine einzige Blöße, die aber niemand verletzt als ihn selbst, und auch diese hängt mit einem sehr edlen Teil seines Charakters zusammen." Wenn aber Schillers und Körners sich einmal in Dresden oder Jena und Weimar besuchten, da fühlten sie sich gegenseitig zu Hause, da ging ihnen das Herz auf, und sie empfanden innig, daß sie einander nur sehen dürften, um den herzlichen Bund früherer Zeit im Augenblick wieder herzustellen.[26]) Beide, Goethe wie Körner, waren Schiller aufs innigste verbunden; sie ergänzten sein Freundschaftsglück, sie spalteten es nicht. Bedeutender war natürlich Goethe, an Edelsinn und herzlicher Gesinnung gab keiner dem andern etwas nach, vertrauter aber war noch der Verkehr Körners mit Schiller. Schiller und Körner waren Brüder, „durch ein edler Band, als die Natur es schmiedet,"[27]) durch Liebe und durch Wahlverwandtschaft. —

26) Briefe Nr. 1714. — 27) Carlos, V, 4.

„Die Neigung gibt den Freund,
Es gibt der Vorteil den Gefährten.“ [28])

Der Vorteil hatte Schiller zunächst den Buchhändler Cotta aufsuchen lassen, und der Vorteil hatte den klugen Geschäftsmann schnell bestimmt, die Gunst des Zufalls, die ihm Schiller zuführte, zu nutzen. Er besuchte Schiller in Stuttgart, und auf einer Spazierfahrt suchte er den Autor zur Übernahme der Redaktion einer politischen Zeitung großen Stils und umgekehrt Schiller den Buchhändler zur Übernahme des Verlags einer literarischen Zeitschrift zu überreden. Die letztere kam zustande, und „die Horen“ wurden der Eckstein des großen Baues des Cottaschen Verlages. Mit der Zeit erwarb Cotta den Verlag der sämtlichen Schriften Schillers und durch seine Vermittlung auch der Schriften Goethes. Aber Cotta hat für die damalige Zeit auch mit kühnem Wagemut hohe Honorare gezahlt, und namentlich Schiller gegenüber sich stets auch in geschäftlichen Angelegenheiten edelmütig gezeigt. Beide Männer knüpfte bald noch ein anderes Band fester aneinander, das sie aus Gefährten zu Freunden werden ließ. Mit Staunen sah der Buchhändler den praktischen Sinn des in großen Plänen schwelgenden neugewonnenen Autors, und Schiller freute sich an dem weiten, weltmännischen Blicke seines Verlegers, der sich für alle idealen Ziele im Staat, in der Wissenschaft und Kunst erwärmen konnte. Treffend hat Heinrich Heine auf Cotta eine Stelle aus Goethes Egmont angewendet: „Das war ein Mann; der hatte

---

[28]) Braut v. Messina, I, 1.

die Hand über die ganze Welt," und selten hat sich in einem Manne, wie in ihm, ein gesunder Realismus und kaufmännische Klugheit mit so hohem Idealismus und solchem Respekt vor den geistigen Heroen unseres Volkes vereinigt. Als er Goethe im September 1797 bei sich in Tübingen beherbergte, schrieb dieser an Schiller: „Je näher ich Herrn Cotta kennen lerne, desto besser gefällt er mir. Für einen Mann von strebender Denkart und unternehmender Handelsweise hat er so viel Mäßiges, Sanftes und Gefaßtes, so viel Klarheit und Beharrlichkein, daß er mir eine seltene Erscheinung ist." Schiller teilte diese Worte erfreut Cotta mit. Sie waren ihm aus dem Herzen gesprochen, und von Jahr zu Jahr freute er sich mehr der allmählich zu warmer Freundschaft sich gestaltenden Verbindung mit Cotta. Als sie 1804 des zehnjährigen Bestehens ihrer Freundschaft gedachten und Cotta wieder einmal für die Reise Schillers nach Berlin ihm die Gelder bereitgestellt hatte, schrieb ihm Schiller: „Sie, mein wertester Freund, haben mir so viele Proben Ihrer edeln Freundschaft gegeben, daß mich das Andenken während dieser ganzen Zeit nicht verlassen hat. Ich konnte es Ihnen in Leipzig nicht so sagen, wie mich Ihre Güte rührte, und wie tief ich den Wert Ihres Handelns gegen mich fühle. Aber es ist tief in meinem Herzen und wird nie daraus verlöschen."[29]) Und in den Tagen der Todeskrankheit Schillers schreibt seine Gattin an den besorgten und bewährten Freund: „Ihrer teilnehmenden Freundschaft darf ich alle diese Details sagen.

[29]) Briefe Nr. 1970.

Ich fühle, mit welchem Herzen Sie es aufnehmen, und deswegen teilt es Ihnen das meinige auch mit, und es tut mir wohl. — Schiller sagt tausend herzliche Grüße. Der Glaube an Ihre teilnehmende Freundschaft ist seinem Herzen wohltätig."[30])

Auch in der schwäbischen Heimat war es Schiller in den Wintermonaten 1793/1794 traurig genug ergangen. So sehr es ihn freute, die Eltern und Schwestern und alten Freunde wiederzusehen, eigentliche geistige Anregung boten sie ihm nicht. Erst mit der Übersiedelung von Ludwigsburg nach Stuttgart und dem Eintritt des Frühlings hob sich seine Stimmung. Der Verkehr mit Dannecker erfrischte ihn, und die neuen Pläne, die er mit Cotta besprochen, weckten wieder die Arbeitslust und den Arbeitsmut. Und dazu kam, daß Kant seine Abhandlung über Anmut und Würde das Werk einer Meisterhand genannt hatte: „Ich kann Dir nicht sagen," schrieb er an Körner, „wie es mich freut, daß diese Schrift in seine Hand fiel und diese Wirkung auf ihn machte."[31]) So traf er zwar nicht genesen, aber doch mit verstärktem Lebensmut, voller Projekte und mit gehobenem Selbstgefühl am 15. Mai 1794 in Jena wieder ein. Und hier erwartete ihn Wilhelm von Humboldt. Je mehr Schiller in Ludwigsburg nach einer geistreichen Konversation gelechzt hatte,[32]) um so mehr erfreute ihn jetzt ein Mann wie Humboldt, dem, wie ihm selber, der Umgang in Ideen der höchste Genuß war: „Humboldt,"

---

[30]) Briefwechsel zwischen Schiller u. Cotta, S. 556. — [31]) Briefe Nr. 709. — [32]) Briefe Nr. 696.

so schrieb er schon drei Tage nach seiner Rückkehr an Körner, „ist mir eine unendlich angenehme und nützliche Bekanntschaft, denn im Gespräch mit ihm entwickeln sich alle meine Ideen glücklicher und schneller. Es ist eine Totalität in seinem Wesen, die man äußerst selten sieht und die ich außer ihm nur in Dir gefunden habe. Er hat zwar vor Dir sehr viel an einer gewissen Leichtigkeit voraus, die man sich in seinen Verhältnissen leichter erwerben kann, als in den unsrigen, aber was er auf der Oberfläche gegen Dich gewinnt, das gewinnst Du reichlich gegen ihn an Tiefe."[33]) Körner hätte ihm Humboldt in dieser Zeit nicht ersetzen können, von der mehr als von jeder andern Zeit seines Lebens seine Worte gelten:

„Es dehnte mit allmächt'gem Streben
Die enge Brust ein kreisend All,
Herauszutreten in das Leben
In Tat und Wort, in Bild und Schall."[34])

Da bedurfte er weniger einer strengen Kritik, wie Körner ihm zu bieten gewohnt war und sich um so mehr dazu aufgefordert fühlte, je mehr ihn Person, Stoff und Produkt interessierten;[35]) da bedurfte er zustimmender, anerkennender, ermunternder und ganz auf seine Gedanken eingehender Teilnahme.[36]) Und die gab ihm Humboldt — nicht etwa aus kahler Höflichkeit, sondern aus seiner Eigenart heraus. Ihn lockte es vor allem, bedeutende Individuen zu verstehen, und nichts zog ihn mehr an, als die Betrachtung, „wie ein merk-

---

[33]) Briefe Nr. 709. — [34]) Schiller, Die Ideale. — [35]) Körner an Schiller, d. 20. Dez. 1793. [36]) Briefe Nr. 696.

würdiger Mann die Bahn alles Denkens, das Gesetz an die Erscheinung zu knüpfen, über das Endliche hinaus nach dem Unendlichen zu streben, in seiner individuellen Weise durchlief."[37]) So konnte er Männern der verschiedensten Geistesrichtung seine Freundschaft und Neigung zuwenden, Goethe, Schiller, Körner, wie Jacobi, Gentz und den Schlegels, aber freilich wußte er keinen, dessen inneres, geistiges Leben zu verfolgen ihm merkwürdiger erschienen wäre, als Schiller. Ihm lag es daran, die Eigentümlichkeit jeder einzelnen bedeutenden Natur zu ergründen, nicht sie nach allgemeinen Begriffen zu kritisieren: „(Körners) eigentliches Urteil über Ihre Eigentümlichkeit stimmt sehr mit den meinigen in meinem letzten Briefe überein. Nur scheint er mir manches in Ihnen mit Unrecht als einen Mangel anzusehen und eine Änderung zu hoffen oder zu wünschen und überhaupt einen Übergang aus dieser Eigentümlichkeit gleichsam in die allgemeine klassische Bahn zu wollen. So kann ich's nicht ansehen. Es streitet gegen meine Theorie der Bildung überhaupt. Jeder muß seine Eigentümlichkeit aufsuchen und diese reinigen, das Zufällige absondern. Es bleibt dennoch immer Eigentümlichkeit; denn ein Teil des Zufälligen ist an das Individuum unauflöslich gebunden, und dies kann und darf man nicht entfernen; nur dadurch ist eigentlich Charakter möglich und durch Charakter allein Größe."[38]) Bei seinem scharfen Verstande und reichen Wissen wußte er auf jeden Gegen-

---

[37]) Vorerinnerung zum Briefwechsel zwischen Schiller u. Humboldt. — [38]) Humboldt an Schiller, d. 23. Okt. 1795.

stand einzugehen. Schiller rühmte ihm nach: „Zum Umgange ist er recht eigentlich qualifiziert, er hat ein seltenes reines Interesse an der Sache, weckt jede schlummernde Idee, nötigt einen zur schärfsten Bestimmtheit, verwahrt dabei vor der Einseitigkeit und vergilt jede Mühe, die man anwendet, sich deutlich zu machen, durch die seltene Geschicklichkeit, die Gedanken des andern aufzufassen und zu prüfen."[39]) Und doch sprach er ihm zugleich „ruhige und anspruchslose Empfänglichkeit" ab, er sei zu aktiv und dringe ihm zu unruhig auf bestimmte Resultate.[40])

Im ganzen war ihm Körner doch mehr, aber Körner lebte eben getrennt von ihm, und gerade in der Zeit nach der Rückkehr in die Heimat, als er mit Eifer in die Kantische Philosophie einzudringen suchte, war für Schiller Humboldts rege Freude, seine Gedanken aufzufassen, seine Gabe, ganz in den andern einzugehen, und seine peinliche Sorge, bei aller lebendigen Teilnahme für die Sache jeden doch immer ganz das bleiben zu lassen, was er ist,[41]) eine reiche Segensquelle, und zeitlebens dachte er mit Freude an die Zeit dieses regen Gedankenaustausches mit Humboldt zurück. Täglich sahen sie sich zweimal, vorzüglich aber des Abends allein und meistenteils bis tief in die Nacht hinein. Mit stets wachsender Bewunderung sah Humboldt zu Schiller empor, zu seiner Charaktergröße, zu der Erhabenheit seines Gedankenfluges, seiner anhaltend selbsttätigen Beschäftigung, die erkennen ließ, „daß in einem höheren und prägnanteren Sinn, als

---

[39]) Briefe Nr. 1234. — [40]) Ebenda. — [41]) Die Piccolomini, I, 4.

vielleicht je bei einem andern, der Gedanke sein Element war." Und so pries er ihn als den glücklichsten Menschen: „Sie haben das Höchste ergriffen, und besitzen Kraft, es festzuhalten. Es ist Ihre Region geworden, und nicht genug, daß das gewöhnliche Leben Sie darin nicht stört, so führen Sie aus jenem besseren eine Güte, eine Milde, eine Klarheit und Wärme in dieses hinüber, die unverkennbar ihre Abkunft verraten. — Für Sie braucht man das Schicksal nur um Leben zu bitten. Die Kraft und Jugend sind Ihnen von selbst gewiß."[42])

Als Schiller gestorben war, schrieb Humboldt an Körner[43]): „Mir ist es in der Tat, als hätte ich auf einmal eigentlich den Leitstern aller meiner intellektuellen Richtungen verloren. — Wenn ich bis jetzt etwas schrieb, wenn ich nur einen Entwurf machte zu schreiben, dachte ich mir eigentlich ihn als einzigen Beurteiler und Richter. Alles Beste in mir war immer an ihn gerichtet, und zugleich gab er mir auch immer die Stimmung und die Kraft. Mit unendlicher Wahrheit sagen Sie, mein Lieber, daß in seinen Dichtungen das Persönliche eine so große Wirkung ausübte. Wirklich sprach er die Menschheit nur immer in ihren höchsten Momenten aus und erschien bei weitem individueller als Goethe. Wenn Sie unter dem Idealischen das Gebiet der Ideen verstehen, so weiß ich ihn nicht besser zu charakterisieren, als daß er von diesem Idealischen durchdrungen war und kaum je von etwas anderem berührt wurde."

---

[42]) Humboldt an Schiller, d. 22. Okt. 1803. — [43]) Jonas, Christian Gottfried Körner, S. 123.

Damals mochte er öffentlich nichts über Schiller schreiben. Später hat er bei der Herausgabe des Briefwechsels zwischen Schiller und ihm in der wunderbar geistvollen Vorerinnerung dem Freunde ein Denkmal gesetzt, das sich Danneckers Büste und Goethes Epilog zu Schillers Glocke würdig anreihte. Wenigstens die herrlichen Schlußworte mögen mir hier noch anzuführen erlaubt sein:

„Er wurde der Welt in der vollendetsten Reife seiner geistigen Kraft entrissen und hätte noch Unendliches leisten können. Sein Ziel war so gesteckt, daß er nie an einen Endpunkt gelangen konnte, und die immer fortschreitende Tätigkeit seines Geistes hätte keinen Stillstand besorgen lassen; noch sehr lange hätte er die Freude, das Entzücken, ja, wie er es bei Gelegenheit des Planes zu einer Idylle so unnachahmlich beschreibt, die Seligkeit des dichterischen Schaffens genießen können. Sein Leben endete vor dem gewöhnlichen Ziele; aber solange es währte, war er ausschließlich und unablässig im Gebiete der Ideen und der Phantasie beschäftigt; von niemand läßt sich vielleicht mit so viel Wahrheit sagen, daß er die Angst des Irdischen von sich geworfen hatte, aus dem engen, dumpfen Leben in das Reich des Ideals geflohen war; er lebte nur von den höchsten Ideen und den glänzendsten Bildern umgeben, welche der Mensch in sich aufzunehmen und aus sich hervorzubringen vermag. Wer so die Erde verläßt, ist nicht anders als selig zu preisen.“

Wie Schiller und Goethe von ihrem gegenseitigen Werte gedacht haben, ist schon an anderen Stellen oben

erwähnt worden. Hier mag nur noch etwas näher ausgeführt werden, wie sie belebend aufeinander gewirkt haben: Bei einer persönlichen Begegnung in Jena im Juli 1794 nach einer Sitzung der naturforschenden Gesellschaft waren beide in ein ernstes Gespräch gekommen, das freilich den Gegensatz ihrer Naturen wieder aufs deutlichste zutage brachte, Goethe aber doch so anregte, daß er von diesem Tage eine Epoche rechnete und ihn mit Freude der gemeinsamen Arbeit mit Schiller an den Horen entgegenblicken ließ. Den redlichen und so seltenen Ernst, der in allem, was Schiller geschrieben und getan hatte, erschienen war, hatte Goethe, wie er schrieb, schon lange zu schätzen gewußt, jetzt, im Gespräche mit ihm, hatte er aber zuerst den umstrickenden Reiz der Persönlichkeit Schillers, seine große Anziehungskraft kennen lernen. Und es geschah das Seltene in ihrem Verkehr, „daß Personen gleichsam die Hälften voneinander ausmachen, sich nicht abstoßen, sondern sich anschließen und einander ergänzen." Und in später Rückschau auf ihren Bund schrieb er: „Für mich insbesondere war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging." Und als einen besonders glücklichen Umstand hob er die Zeitverhältnisse hervor, unter denen seine Freundschaft mit Schiller reifte: „Nun aber ist zu bedenken, daß ich so wenig als Schiller einer vollendeten Reife genoß, wie sie der Mann wohl wünschen sollte, deshalb denn zu der Differenz unserer Individualitäten die Gärung sich gesellte, die ein jeder mit sich selbst zu verarbeiten hatte, weswegen große Liebe und Zutrauen, Bedürfnis und

Treue im hohen Grade gefordert wurden, um ein freundschaftliches Verhältnis ohne Störung immerfort zusammenwirken zu lassen."[44]) Gerade diese aber brachte ihm Schiller entgegen und wußte sie auch Goethe abzugewinnen. Gleich die Briefe aus dem ersten Jahre der Freundschaft zeigen, wie sich Schiller schnell an Goethe emporrankt, wie fest er ihn umschlingt: „Ich bin," schrieb er dem neuen Freunde, „Ihnen nahe mit allem, was in mir lebt und denkt." Und an Goethe erfüllte sich, was er hoffte: „Wie groß der Vorteil Ihrer Teilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie bei näherer Bekanntschaft eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken werden, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich sehr deutlich bewußt bin." Er fühlte sich bald durch Schillers Teilnahme „gestärkt und gefördert" und bei der Arbeit neu belebt: „Wie viel vorteilhafter ist es, sich in andern, als in sich selbst zu bespiegeln — und fahren Sie fort, mich durch Ihre Liebe und Ihr Vertrauen zu erquicken und zu erheben."[45]) Und noch viel später hat er in einem Brief an Schultz geschrieben: „Ich weiß wirklich nicht, was ohne die Schillersche Anregung aus mir geworden wäre, — im allgemeinen wie im besonderen wäre gar manches anders geblieben."[46]) Aber in noch höherem Maße ist doch Schiller durch Goethe

---

[44]) Goethe, Tag- und Jahreshefte und Biographische Einzelheiten. Hempelsche Ausgabe XXVII, S. 26 u. 311 ff. — [45]) Goethe an Schiller, d. 27. Aug., 28. Okt. 1794 und d. 18. Februar 1795. — [46]) Ich übernehme die Stelle aus Portig, Schiller in seinem Verhältnis zu Freundschaft und Liebe 217.

beeinflußt worden, das lag schon in seinem jugendlicheren Alter, dann aber auch in seinem bewußten Streben, von Beginn der Freundschaft an so viel von Goethe zu empfangen, als seine Rezeptivität erlaube.[47]) Und als er nun den Wilhelm Meister erhält, da schlürft er mit durstigen Zügen die reiche Poesie dieses Werkes ein, da weckt sie ihm wieder die eigene Schaffenslust und verleidet ihm die Spekulation: „Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie peinlich mir das Gefühl oft ist, von einem Produkt dieser Art in das philosophische Wesen hineinzusehen. — Soviel ist indes gewiß, der Dichter ist der einzig wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Karikatur gegen ihn."[48]) Er sehnt sich wieder zu poetischer Tätigkeit hin: „Es ist hohe Zeit, daß ich für eine Weile die philosophische Bude schließe. Das Herz schmachtet nach einem betastlichen Objekt."[49]) Als ihm Wilhelm Meister dann fertig vorlag, da plante er eine würdige und wahrhafte Schätzung des ganzen Kunstwerks:

„Ich werde ihm die nächsten vier Monate ganz widmen, und mit Freuden. Ohnehin gehört es zu dem schönsten Glück meines Daseins, daß ich die Vollendung dieses Produkts erlebe, daß sie noch in die Periode meiner strebenden Kräfte fällt, daß ich aus dieser reinen Quelle noch schöpfen kann; und das schöne Verhältnis, das unter uns ist, macht es mir zu einer gewissen Religion, Ihre Sache hierin zu der meinigen zu machen, alles, was

---

[47]) Briefe Nr. 749 — [48]) Briefe Nr. 795 — [49]) Briefe Nr. 965.

in mir Realität ist, zu dem reinsten Spiegel des Geistes auszubilden, der in dieser Hülle lebt, und so, in einem höhern Sinne des Wortes, den Namen Ihres Freundes zu verdienen. Wie lebhaft habe ich bei dieser Gelegenheit erfahren, daß das Vortreffliche eine Macht ist, daß es auf selbstsüchtige Gemüter auch nur als eine Macht wirken kann, daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit gibt als die Liebe."[50])

Diese Briefstelle ist für mich der eigentliche Schlüssel für Schillers Verhältnis zu Goethe überhaupt. Er hat die Größe gewonnen, den einzigen ihm noch überlegenen Genius seiner Zeit wahrhaft und neidlos zu lieben, zu lieben in dem tiefen Sinne, wie er schon in früher Jugend das Wesen der Liebe aufgefaßt und erklärt hat: „Der ewige innere Hang, in das Nebengeschöpf überzugehen oder dasselbe in sich hineinzuschlingen, es anzureißen, ist Liebe."[51]) Und bei solcher Auffassung der Liebe ist auch in Schillers angeführten Worten an Goethe nicht Anstoß an dem Ausdruck Religion zu nehmen. Hingebende, rein geistige Verehrung und Liebe zu einem Genius der Menschheit, in dem sich das Göttliche offenbart, das ist nichts anderes als Liebe und Verehrung des Göttlichen selbst, nichts anderes als Religion. Und in solcher freien Liebe zum Guten, Wahren und Schönen, wie es im Menschen in Erscheinung treten kann, hat Schiller auch den eigentlichen Charakterzug des Christentums gesehen, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, daß es das

[50]) Briefe Nr. 1054. — [51]) Briefe Nr. 65.

Sittengesetz aufhebt, und an dessen Stelle eine freie Neigung zum Edlen und Idealen gesetzt haben will: „Es ist also, in seiner reinen Form, Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen.“[52]) Natürlich spiegelt sich das Göttliche oder Gott in keinem Menschen in seiner Totalität wieder, aber in dieser vermögen wir Menschen Gott überhaupt nicht zu fassen, sondern höchstens zu ahnen.

Wie ein großes Muster stand Goethe immer vor Schillers Seele, und nicht nur als Dichter, sondern auch als Mensch. Ihn zu verstehen, ihm nachzueifern, ihn zu lieben und dadurch sein eigenes Selbst zu erweitern, war der Mittelpunkt alles seines Denkens und Sinnens im letzten Jahrzehnt seines Lebens:

„Ich kann nie von Ihnen gehen, ohne daß etwas in mir gepflanzt wäre, und es freut mich, wenn ich für das Viele, was Sie mir geben, Sie und Ihren innern Reichtum in Bewegung setzen kann. Ein solches auf wechselseitige Perfektibilität gebautes Verhältnis muß immer frisch und lebendig bleiben und gerade desto mehr an Mannigfaltigkeit gewinnen, je harmonischer es wird und je mehr die Entgegensetzung sich verliert, welche bei so vielen andern allein die Einförmigkeit verhindert. Ich darf hoffen, daß wir uns nach und nach in allem verstehen werden, wovon sich Rechenschaft geben läßt, und in demjenigen, was seiner Natur nach nicht begriffen werden kann, werden wir uns durch die Empfindung nahe bleiben.

---

[52]) Briefe Nr. 891.

Die schönste und die fruchtbarste Art, wie ich unsere wechselseitigen Mitteilungen benutze und mir zu eigen mache, ist immer diese, daß ich sie unmittelbar auf die gegenwärtige Beschäftigung anwende und gleich produktiv gebrauche. — Und so hoffe ich, soll mein Wallenstein und was ich künftig von Bedeutung hervorbringen mag, das ganze System desjenigen, was bei unserer Commercio in meine Natur hat übergehen können, in Konkreto zeigen und enthalten."[53])

Der junge Voß hat uns ein rührendes Bild ihrer Freude geschildert, als sie sich nach schwerer Krankheit zuerst wiedersahen: Im Februar 1805 rangen beide Dichter mit dem Tode. Als endlich auch Schiller wieder etwas zu Kräften gekommen war, ließ er sich am 1. März bei Goethe zu Besuch melden: „Ich war bei diesem Wiedersehen zugegen, und es rührt mich noch jedesmal, wenn ich daran denke. Sie fielen sich um den Hals und küßten sich in einem langen, herzlichen Kusse, ehe einer von ihnen ein Wort hervorbrachte. Keiner von ihnen erwähnte weder seiner, noch des andern Krankheit, sondern beide genossen der ungemischten Freude, wieder mit heiterem Geiste vereint zu sein."[54])

Drei Monate später schrieb Goethe, nachdem Schiller inzwischen gestorben war, an Zelter: „Ich dachte mich selbst zu verlieren und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins."

[53]) Briefe Nr. 1227. — [54]) Gräf, Goethe und Schiller in Briefen, von Heinrich Voß, S. 78.

„Unerschöpflich ist in ihren Gestalten die Liebe, und die unsrige glüht in dem ewigen, schönen Feuer einer immer sich mehr veredelnden Seele."
(Schiller an Lotte v. Lengefeld. Briefe Nr. 438.)

5. Liebe.

Wie herrlich naiv und poetisch sind Goethes Jugendliebeleien, und wie geschraubt und verstiegen erscheint dagegen Schillers erstes Liebesaufwallen zur Hauptmannswitwe Vischer, zu der Laura, die nirgends in seinen Gedichten an sie als eine leibhafte Gestalt erscheint, sondern nur wie ein traumhafter Schemen, der ihm „wütendes Verlangen" oder die „traute Harmonie" vorgaukelt, die im ganzen Weltall herrscht und Sphären umeinander rollt. Wir wissen wenig von seinem Verkehr mit der Vischer; ihr Klavierspiel erweckte in ihm Liebesgedanken, aber diese galten mehr der Idee der Liebe überhaupt als einer bestimmten lebendigen Geliebten. Wirkliche frische Jugendliebe ging ihm zuerst in Bauerbach auf, als er die sechzehnjährige Charlotte von Wolzogen kennen lernte. „Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, weichste, empfindsamste Seele, und noch kein Hauch des allgemeinen Verderbnisses am lautern Spiegel ihres Gemüts"[1]) — so erschien ihm die noch vollkommen kindliche Blondine. Die baldige Entfernung

---

[1]) Briefe Nr. 73.

aus Bauerbach, die traurigste Zeit pekuniärer Not und die Zerstreuung des Lebens, das ihn in seine Fluten riß, ließ, wenn nicht plötzlich, so doch bald diese unbedachte, überstürmische Begierde verglimmen. Charlotte von Wolzogen ihrerseits scheint nie mehr als unbefangene Freundschaft für Schiller gefühlt zu haben.

In Mannheim verlebte er angenehme Stunden mit der Schauspielerin Katharina Baumann. Schiller soll ihr, als er sie einst nach der Aufführung von Kabale und Liebe nach Hause begleitete, sein Miniaturbild zugesteckt haben, das er sich eigens dazu von Scharffenstein hatte schicken lassen. Als sie neckisch fragte, was sie damit anfangen solle, antwortete der verlegene Liebhaber: „Hm! Ja, sehen Sie, i bin a kurioser Kauz, das kann i Ihne nit sage."[2])

Etwa zu gleicher Zeit lernte Schiller im Hause des Buchhändlers Schwan seine älteste Tochter, Margarete, kennen, und nährte den Gedanken an eine Verbindung mit ihr. Bald zog sie ihn an, bald stieß sie ihn wieder ab; aber auch praktische Erwägungen, wie die Ehe mit dem wohlhabenden Mädchen ihn seiner Not entreißen könnte, scheinen ihm in einzelnen Augenblicken nicht fremd geblieben zu sein, und der nüchterne Vater Schiller sprach sie offen aus.[3]) Auch aus dem Briefe, mit dem Schiller später bei Schwan um seine Tochter warb, erklingt nicht undeutlich der Wunsch, äußerlich unabhängig zu werden.[4]) Woran die Ver-

---

[2]) Minor, Schillers Leben, II, 194. — [3]) Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern S. 76. — [4]) Briefe Nr. 131.

bindung gescheitert ist, ist nicht überliefert. Später noch schrieb Schiller an Huber, das Losreißen von Schwan (und das heißt auch wohl von seiner Tochter) habe kein Blut gekostet.[5])

Inzwischen hatte Schiller auch die jung verheiratete Frau Charlotte von Kalb kennen lernen, in der ihm zuerst eine geistig bedeutende Frau von hohem sittlichen Adel nahe trat. Beide fühlten sich geistig eng verwandt und verkehrten aufs innigste miteinander. Aber Schiller erkannte nach langem Kämpfen, daß Charlotte von Kalb als Gattin ihn nicht glücklich machen würde. Bei aller Großheit der Seele, die er ihr aufrichtig zusprach, störten ihn ihre krankhaft wandelbaren Launen und Stimmungen.[6])

Auch in Dresden war Schiller „durch ein paar Augen aus dem Konzept gebracht“ worden.[7]) Ein Fräulein von Arnim hatte ihn in leidenschaftliche Unruhe versetzt. Sie war aber seiner Unschuld nicht beschieden. Ihre Mutter trieb falsches Spiel mit Schiller, ließ gern die Huldigungen des jungen Dichters ihrer Tochter gegenüber geschehen, aber an Abenden, an denen durch ein äußeres Zeichen sein Besuch verbeten wurde, erhielt ein reicher Bankier Zutritt zum Arnimschen Hause, den die Mutter begünstigte. Als es endlich Körners gelang, dem Dichter die Augen zu öffnen, brach er natürlich seine Beziehungen entschlossen ab. Aber von da ab bemächtigte sich seiner eine eigene Unruhe, als müsse

---

5) Briefe Nr. 164. — 6) Briefe Nr. 203 und Nr. 207. — 7) Briefe Nr. 197.

er jetzt eine Heirat doppelt eifrig betreiben. Wieder steigt Charlotte von Kalbs Bild vor ihm auf. Er reißt sich von den Freunden in Dresden los, um in Weimar mit den ersten Geistern in Verkehr zu treten, zugleich aber auch, um Charlotte zu einer Entscheidung zu drängen. Aber wie er inzwischen geistig selbständiger geworden war, so fühlte er sich jetzt nicht frei und wohl im Verkehr mit ihr. Ihr Lebensziel war Mitteilung von Ideen und das Erkennen eines zweiten geistigen Lebens.[8]) Sie suchte ihn zu leiten und anzuregen und im Denken mit ihm zu ringen, aber die rechte Art des Weibes, in der Aufopferung des eigenen Selbst dem Manne sich ganz hinzugeben und ihn immer nur ganz das werden und sein zu lassen, was er ist, war ihr wohl fremd. So geschah es, daß er in wechselnden Stimmungen unruhig das Für und Wider einer Verbindung mit ihr erwog und zugleich kühle „Monologe der Vernunft" an seinen Freund Körner darüber schreiben konnte, ob etwa auch Demoiselle Schmidt oder eine Tochter Wielands eine geeignete Gattin für ihn sein möchte. Und doch ist wieder groß und schön gedacht, wenn er sich Rechenschaft darüber gibt, daß zwar jede Kokette ihn fesseln, ihn beunruhigen könne, daß ein gutes Geschöpf, wie Wielands zweite Tochter ihm zu sein schien, ihn vielleicht glücklich machen könne, daß er aber nicht soviel Egoismus habe, glücklich sein zu können, ohne glücklich zu machen, und an dem letzteren zweifle er in Bezug auf die Wielandsche Tochter.[9])

---

[8]) Emil Palleske, Charlotte, Stuttgart, 1879, S. 142. — [9]) Briefe Nr. 232.

Ehe noch auf dieses Geständnis der treue Körner mit der Warnung vor jedem übereilten Schritt geantwortet hatte, war die Lage für Schiller bereits wieder völlig verändert. Auf der Rückreise von einem Ausfluge, den er mit seinem Freunde und späteren Schwager von Wolzogen nach Bauerbach unternommen, hatte ihn dieser im Hause seiner Tante, Frau von Lengefeld, in Rudolstadt eingeführt, und er hatte ihre Töchter, die Frau von Beulwitz und ihre unverheiratete Schwester Charlotte kennen gelernt. Wie nun Schillers Gedanken einmal auf Heirat gerichtet waren, fühlte er sich zu Charlotte von Lengefeld sogleich so mächtig hingezogen, daß das spätere Wort aus seiner Braut von Messina auf ihn selbst Anwendung finden kann:

„Und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden,
Die ist es, oder keine sonst auf Erden."

Gleich in den nächsten Briefen an Körner zeigt sich der Umschlag seines Herzens. Der Ton, in dem er von Charlotte von Kalb spricht, wird ein wesentlich anderer, seine Mitteilung über Wielands Tochter „war ein hingeworfener Gedanke."[10] Aber, so heißt es in einem der nächsten Briefe an Körner, „dabei bleibt es, daß ich heirate. — Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eigenes sich erfrischen kann. — Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die andern Freuden genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine un-

[10]) Briefe Nr. 233.

unterbrochene Reihe seiner wohltätiger häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. — Übrigens wiederhole ich Dir noch einmal, halte mich nicht im geringsten für gefesselt, aber fest entschlossen, es zu werden."[11]) Innerlich war er bereits gefesselt, äußerlich freilich noch auf lange Zeit nicht, da er den Mut nicht fand, offen und bestimmt um seine Lotte zu werben, weil, wie er ihr später gestand, er sie nicht mehr für frei hielt. „Eine frühere Neigung fürchtete ich, (er hatte vermutlich von der schwärmerischen Verehrung des schottischen Hauptmanns Heron für Charlotte gehört)[12]) hätte Dich gebunden und ihr Eindruck würde durch einen neuen nicht ganz mehr zu verlöschen sein."[13]) Bisher hatte er seine Heiratspläne offen an Körner geschrieben; seinen Gedanken an Lotte sucht er zu verschleiern und schreibt so wenig wie möglich von seinem Verkehr mit dem Lengefeldschen Hause. Aber noch deutlicher und für Schiller charakteristischer zeigt sich, daß es ihm mit der Liebe zu Lotte von Lengefeld Ernst war, darin, daß er sofort mit allem Eifer die Konsequenz aus seinem Wunsche zog, an ein zur Heirat erforderliches Einkommen zu denken, und die Aufforderung für sich daraus zu entnehmen, seine Kräfte zu brauchen.[14])

Er hatte sich vorgesetzt, den Besuch in Rudolstadt bald zu wiederholen. Noch ehe er seine Absicht ausführte, sah er unerwartet auf einer Redoute in Weimar Ende

---

11) Briefe Nr. 240. — 12) Fielitz, Schiller und Lotte, dritte Ausgabe, I, 6. — 13) Briefe Nr. 438. — 14) Briefe Nr. 240 u. 242.

Januar 1788 Charlotte wieder, die dann einige Monate in Weimar blieb. Jetzt knüpften sich schnell der Liebe zarte Bande. Schiller beschloß, den Sommer in der Nähe von Rudolstadt zu verbringen, und Lotte übernahm es, ihm eine Wohnung zu suchen. Er übersiedelte den 19. oder 20. Mai nach Volksstädt und blieb hier und später in Rudolstadt bis in den November, und der Verkehr mit dem Lengefeldschen Hause gestaltete sich so rege und innig, daß kaum ein Tag verging, wo Schiller nicht dort einkehrte oder die beiden Töchter des Hauses auf Spaziergängen und Ausflügen traf und begleitete. Daneben flogen noch zahlreiche Billets und Briefe zwischen Lotte, Karoline und Schiller hin und her. Bei den Besuchen las Schiller den Schwestern gern aus seinen Schriften vor, und mit Wonne füllte es ihr Herz, den Gesängen des Homer in der Voßschen Übersetzung zu horchen. Bisweilen arbeitete Schiller auch wohl auf Lottens Zimmer. Nach der Trennung wurde der Verkehr brieflich rege fortgesetzt, erst von Weimar aus, dann, nachdem Schiller die Professur in Jena angenommen hatte, von Jena aus, bis Anfang August 1789 in Lauchstädt durch Karolinens Vermittlung die Verlobung zustande kam. Schillers Verkehr mit beiden Schwestern war so gleichmäßig innig und vertraulich, daß nicht nur heut viele Leser des gedruckten Briefwechsels den Eindruck empfangen, als ob Schiller lange gezweifelt habe, um welche Schwester er anhalten wolle, sondern daß auch Lotte aus dem Ton der mündlichen Gespräche und der Briefe manchmal irre wurde, ob Schiller nicht wärmer für Karoline empfinde, zumal diese geistig ohne Frage die

bedeutendere war. Ich glaube, daß diese Annahme auf Täuschung beruhte und beruht. Nach meinem Empfinden ist Schiller nie zweifelhaft gewesen, daß zu seiner Gattin nur Lotte tauge, aber freilich glaubte er an die Möglichkeit, daß auch in der Ehe mit Lotte zugleich sein inniges Verhältnis mit Karoline unverändert fortbestehen könne, daß Karoline, deren Ehe mit Herrn von Beulwitz unglücklich war, auch zu ihm ziehen werde und der Dreibund, wie er in Rudolstadt geschlossen war, auch in Jena in alle Zukunft fortbestehen könne. Erst später ging ihm auf, die Gattin nehme in der Ehe eine so einzigartige Stellung ein, daß eine Freundin oder die Schwester der Frau im Hausstande selbst nicht am Platz ist, zumal wenn sie, wie in diesem Falle, vor der Ehe in gleicher Vertraulichkeit zu dem Manne gestanden hatte, wie die nunmehrige Gattin. Schiller mochte sich daran erinnern, daß er im Körnerschen Hause als Hausgenosse des jungen Ehepaares keineswegs ein Störenfried geworden war, sondern tatsächlich das Glück vermehrt hatte. Aber die Verhältnisse lagen hier eben doch anders, und gewagt bleibt ein solcher Dreibund immer. Sicherlich war es ein Glück, daß bald nach der Schwester Ehe Karoline sich von ihr trennte, zumal in ihrem Wesen eine Unruhe lag, die auf die Dauer auch auf Schiller nicht wohltuend wirkte. Einer ihrer späteren Verehrer, Schillers Schüler und Freund Adlerskron, hat sie mit Charlotte von Kalb verglichen, und einige Züge treffen in der Tat bei beiden überein. Auch Karoline war eine geistig bedeutende Frau von großer Seele, die geniale Männer anzuregen wußte. Aber hingebende

Liebe, Stetigkeit und Treue und die Gabe, entsagend nur in der Teilnahme an der Selbstentwicklung des Gatten das eigene Glück zu suchen und zu finden, besaß sie nicht. Treffend schrieb später ihre Schwester über sie: „Sie ist eine eigene, ganz eigene Natur, so höchst liebenswürdig und interessant; so äußerst verständig und doch so phantastisch. Sie liebte so oft und doch nie recht; denn wahre Liebe ist ewig, wie das Wesen, aus dem sie entspringt.“[15]) Auch Schiller vermißte die Ruhe an ihr: „Deine Seele umfaßt noch mit zuviel Heftigkeit alles,“ schrieb er ihr am 29. Oktober 1789. Sie war ihm interessant, sie brachte mehr Empfindungen in ihm zur Sprache als seine Lotte, wie er dieser selbst schrieb.[16]) Und doch beglückte gerade Lottens bescheidene, weibliche Scheu, ihn bestimmen und lenken zu wollen, ihr Sehnen, alles geistige Leben erst von ihm zu nehmen, ihn in innerster Seele: „Was Karoline vor Dir voraus hat, mußt Du von mir empfangen; Deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten, und m e i n Geschöpf mußt Du sein.“[17])

Beseligend war die Zeit der Entwicklung seiner Liebe zu Lotte, und ihr Briefwechsel spiegelt den Edelsinn beider auf das klarste wieder. Schiller war bemüht, Lotte in alle seine geistigen Interessen einzuführen, Lotte nie müde, von ihm zu empfangen, an ihm sich emporzuranken.

„Siehe, da finden sie sich, es führet sie Amor zusammen;
Und dem geflügelten Gott folgt der geflügelte Sieg.
Göttliche Liebe, du bist's, die der Menschheit Blumen vereinigt,
Ewig getrennt, sind sie doch ewig verbunden durch dich!“[18])

---

[15]) Charlotte v. Schiller, I, 589. — [16]) Briefe Nr. 450. — [17]) Briefe Nr. 450. — [18]) Schiller, Die Geschlechter.

Anfang 1790 wurde ganz in der Stille der Ehebund geschlossen. Sechzehn Jahre später schrieb Lotte darüber in ihr Tagebuch:

„An einem Montag den 22. Februar 1790 wurden wir in Wenigen-Jena vom Diakonus Schmidt getraut.

Schiller kam einige Tage vorher nach Erfurt, wo ich und Karoline war, uns abzuholen. Wir kamen Sonntag abends nach Jena, wo wir bei Fräulein Seegner abstiegen. Den Montag früh fuhren wir drei zusammen nach Kahla, wo wir meine Mutter abholten. Es war ein Frühlingstag wie heute 1806, wo ich dieses mit Schmerzen niederschreibe! Von Kahla fuhren wir gegen zwei Uhr ab und kamen um fünf Uhr ganz in der Stille in Wenigen-Jena an, stiegen an der Kirche aus, niemand war bei der Trauung zugegen als meine Mutter und Karoline.

Den Abend brachten wir still und ruhig miteinander in Gesprächen zu beim Tee.

So verging der Tag, der so viele Freuden in seinem Gefolge hatte und so viele Schmerzen.

„Jeglichen Menschen erwartet sein Tag,
Auch meiner wird kommen."[19])

Schiller schwelgte nach der Hochzeit in seinem Glücke, und schrieb nach allen Seiten, an seine Eltern, seine Schwiegermutter, seine ältere Schwester Christophine Reinwald, seine Schwägerin Karoline, die sich, wie gesagt, bald von dem jungen Paare getrennt hatte, und an die Freunde, wie er jetzt das glücklichste, seligste Leben führe.[20]) Launig meldete er Körner, er habe sich bei

[19]) Charlotte v. Schiller, I, 59. — [20]) Briefe Nr. 508, 511, 516, 517, 519, 520, 526, 532.

dem Heiraten immer vor der Hochzeit gefürchtet, nun aber sei die Veränderung ruhig und unmerklich vor sich gegangen, und es sei ihm herzlich wohl, und sein Dasein sei in eine harmonische Gleichheit gerückt. An Huber schrieb er am 23. August 1790: „Ich hatte mir wohl in schwärmerischen Augenblicken ein schönes Ideal von Lebensfreude in diese Lebensperiode hineingeträumt, aber wenn ich bedenke, wie viel alle diese Schöpfungen der Phantasie in der Wirklichkeit verlieren, so muß ich den freundlichen Genius meines Lebens bewundern, der mir mein Ideal vom häuslichen Glücke so unverfälscht und lebendig erfüllt hat. Mit jedem Tage verjüngt sich dieses Gefühl der Freude in meinem Herzen, und die glückliche Existenz eines holden, lieben Wesens um mich her, dessen ganze Glückseligkeit sich in die meinige verliert, verbreitet ein sanftes Licht über mein Dasein. Aber wie kann ich Dir eine Schilderung davon zu geben hoffen? Diese ruhige, diese gleichförmige Glückseligkeit, die sich über alles, was ich vornehme, was ich um mich sehe, sanft und still ergießt, kannst Du mir nachempfinden, aber kann ich Dir nicht beschreiben."

Äußerlich wurde das Glück unterbrochen, als Schiller im Jahre 1791 wiederholt, vermutlich infolge seiner überspannten Arbeit, durch heftige Brustkrämpfe auf den Tod erkrankte, innerlich wurde es fast noch erhöht. Seine Lotte bewährte sich als treuste Pflegerin und war jetzt fast beständig um ihn und entbehrte fast jeder Zerstreuung: „Für meine Lotte," schrieb er im Herbst an Körner, als die schwerste Gefahr überstanden war, „wünschte ich wohl einige leidlichere Frauengesellschaften,

denn in diesem Stück sieht es hier sehr traurig aus. Es ist ein Glück, daß sie Liebhabereien hat, mit denen sie sich beschäftigt, wenn ich zu tun habe. Meine Krankheit hat dadurch, daß sie mich ganz außer Tätigkeit setzte, uns so aneinander gewöhnt, daß ich sie nicht gern allein lasse. Auch mir macht es, wenn ich auch Geschäfte habe, schon Freude, mir nur zu denken, daß sie um mich ist; und ihr liebes Leben und Weben um mich herum, und die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe gibt mir selbst eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondrischen Übel ohne diesen Umstand fast unmöglich wäre. Wären wir beide nur gesund, wir brauchten nichts weiter, um zu leben wie die Götter."[21])

Schillers führten bekanntlich anfangs keine eigene Wirtschaft, sondern hatten sich bei ihren Hausjungfern in Kost gegeben. Seit seiner Krankheit hatten sie die Einrichtung getroffen, die Mittagsmahlzeit gemeinsam mit einer Reihe junger Studierender einzunehmen, weil Schiller, der jetzt weniger arbeiten durfte, doppelt der Anregung durch das Gespräch bedurfte. Zur engeren Tafelrunde gehörten Niethammer, Fischenich, Fritz von Stein, von Fichard und sein Hofmeister Göritz. Andere, wie Erhard, Graß, Gros, Baron Herbert, von Adlerskron, von Hardenberg, fanden sich gelegentlich zu Gesprächen mit Schiller ein. Sie hatten zum Teil schon während der Krankheit ihre Anhänglichkeit bewährt und förmlich gewetteifert, wer die Nachtwachen an Schillers Krankenbett übernehmen dürfte. Jetzt verkürzten sie ihm die Zeit,

[21]) Briefe Nr. 581.

lauschten seinen tiefgehenden Tischgesprächen, die meistens die Kantische Philosophie betrafen, und blieben oft bei Kartenspiel oder auch dann und wann auf der Kegelbahn bis zum Abend mit ihm vereinigt. Man wurde sehr vertraut miteinander, und es sind uns allerlei kleine Späße und harmlose Neckereien überliefert, die sich die jungen, fröhlichen Männer erlaubten, womit sie auch dem verehrten kranken Lehrer oft ein Lächeln, ja ganze Stunden ausgelassener Heiterkeit abgewannen. Nicht minder aber als ihm galt ihre aufrichtige Verehrung und Hingabe seiner Lotte. Göritz schrieb später: „Der Umgang im Innern der Familie Schillers hatte für den, der darin eingeweiht war, etwas äußerst Anziehendes und wird jedem, der ihn genossen hat, unvergeßlich bleiben. Er gab sich, wo er Vertrauen gefaßt hatte, ganz hin mit der vollendetsten Offenheit. So möchte ich die personifizierte Lieblichkeit, die ganz keinen andern Willen hat, als den des Mannes, und an seiner Größe hinaufstaunt, und die holde Scham nennen. Er nannte sie nur die Dezenz; es war aber nicht jene nachgeahmte, die so oft aus ihrer Rolle fällt und als Rolle so widerlich ist, es war Natur. Es schickt sich nicht, war ihr höchstes Gebot."[22]

Es ist die herrlichste Beglaubigung der edlen Natur Lottens, daß sie mit allen Verwandten und Freunden Schillers selbst die herzlichsten Beziehungen gepflegt hat. Durch sie ist er keinem andern Menschen entfremdet worden, wohl aber ist das Band mit vielen durch sie gefestigt worden. Selbst mit Charlotte von Kalb, die

[22]) Morgenblatt 1838, Nr. 222—227.

nach der Verlobung und Hochzeit Lottens mit Schiller in krankhafter Eifersucht, in Neid, ja fast in Haß sich gegen sie wandte, kam später, als sie sich auf ihr besseres Selbst besonnen hatte, wieder ein freundlicher Verkehr zustande. So viel an ihr lag, lebte Lotte mit aller Welt in Frieden. Es bleibt für beide Frauen ein ehrendes Zeichen, daß sie unbefangen und wahrhaft freundschaftlich miteinander wieder verkehren konnten. Wie ein Friedenshauch über Schillers Grabe wehen uns die Worte Charlotte von Kalbs in einem Brief an Lotte Schiller nach des Dichters Tode an:

„Liebe, liebe Schiller! Schreiben Sie mir bald, mit Wehmut, aber mit dem Frieden der Liebe, der Sie ewig beglücken wird.

Den Kindern tausend Grüße. Ich gedenke an Sie fast immer, und meine Freundschaft, meine innige Achtung für Sie sind mir die liebsten Gesinnungen meines Herzens!“

Auch mit den jungen Tischgenossen, Schülern und Verehrern Schillers hatte Lotte bald selbst ein freundliches, herzliches Verhältnis begründet. Fast alle blieben mit ihr auch nach der Trennung in brieflicher Beziehung.[23]) Alle waren ihr in aufrichtiger Freundschaft verbunden, Fischenich erhielt den Ehrentitel eines „Sohnes.“

Aus der Zeit der Ehe wissen wir wenig Einzelheiten. „Schiller,“ heißt es in einer Aufzeichnung Lottens, „sprach wenig von den Gefühlen, die er uns bewahrte; aber sein

---

[23]) Charlotte v. Schiller, I, 412. III, 75 ff.

heiterer Blick, seine Äußerungen der Liebe gegen euch (die Kinder) ließen mich oft tiefer in das liebende Herz schauen, als eine lange Folge von Handlungen bei andern Menschen es würde verraten haben."[24]) Ein rührendes Bild aber von einem der traurigsten Tage aus Schillers Ehe hat uns der Maler Graß überliefert. Seinem innigen Beileidsbriefe an Lotte nach Schillers Tode legte er folgende „Beilage" ein:

„Zu einem Briefe, der einen weiten Weg zu laufen hat, ist es wohl erlaubt, eine Beilage hinzuzufügen; aber immer wird etwas Unbefriedigtes in meiner Seele zurückbleiben, denn es ist gewiß, wenn ich jetzo bei Ihnen wäre, ich könnte mich nicht satt reden über Schiller. Erlauben Sie also, daß ich einiges, ihn betreffend, sage und frage, wie es mir einfällt. — Also zuerst eine Erinnerung, die Sie betrifft. Erinnern Sie Sich eines Augenblicks, der mir unvergeßlich ist, als Schiller in Rudolstadt so krank war (Mai 1791)? Ich befand mich in seinem Zimmer und hatte, indem ich am Fenster stand und las, mir das Bild des Leidenden und das Edle und Große, welches seine Form und seine Züge umschwebte, tief eingeprägt. Er hatte, soviel ich weiß, etwas Opium genommen, die heftigen Krämpfe zu stillen, und lag da, leicht entschlummert, wie ein Marmorbild. Sie befanden Sich im Nebenzimmer, wo ich Ihnen die Schillersche Übersetzung des vierten Buchs der Äneide vorgelesen hatte, und von Zeit zu Zeit kamen Sie an die Tür, Sich nach Schiller umzusehen. Sie sahen ihn also da liegen und

---

[24]) Charlotte v. Schiller, I, 104 ff.

nahten leise mit bloßen Strümpfen und ebenso leise knieten Sie mit gefalteten Händen vor sein Bett hin. Ihr loses, dunkles Haar floß über die Schulter. Still weinte Ihr Auge. Sie hatten es wohl kaum bemerkt, daß noch jemand im Zimmer war. Der ohnmächtige Kranke schlug indessen etwas die Augen auf. Er erblickte Sie; mit Leidenschaft umschlangen plötzlich seine Arme Ihr Haupt, und so blieb er auf Ihrem Nacken ruhen, indem ihn die Kraft von neuem verließ. Verzeihen Sie, daß ich's wagte Ihnen eine Szene zu schildern, die so heilig und himmlisch war, daß nur Unsterbliche sie belauschen sollten. Begreifen Sie nun, daß ich Schiller und Sie nie vergessen konnte."[25])

Aber Schillers Lotte machte nach außen nicht von sich reden. Sie lebte nur für ihn, nur um ihn. Im kleinen Weimar war zu Schillers Zeiten leider der Klatsch auch im Schwange. Aber aus der reichen Brief- und Memoiren-Literatur ist mir kein einziges böses Wort über Lotte bekannt. Selbst die scharfe Zunge der geistvollen Karoline Schlegel lobte sie als „natürlich".[26]) Schiller war das gerade recht, er hielt die Frau für die beste, von der man nicht spricht.[27]) Aber er schätzte darum wahrlich nicht minder hoch „die Würde der Frauen" ein, nicht minder hoch

Die Macht des Weibes.

„Mächtig seid ihr, seid's durch der Gegenwart ruhigen Zauber.
Was die Stille nicht wirkt, wirket die Rauschende nie.
Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde behaupt' er,

[25]) Charlotte v. Schiller, III, 156. — [26]) G. Weitz, Karoline, I, 178. — [27]) Schiller, der beste Staat.

Aber durch Anmut allein herrschet und herrsche das Weib.
Manche zwar haben geherrscht durch des Geistes Macht und der Taten,
Aber dann haben sie dich, höchste der Kronen, entbehrt.
Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit:
Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet bloß, weil sie sich zeigt."

Seine Lotte ging zu seiner Lust und Wonne und Bewunderung „einfach und still durch die eroberte Welt".[28]) Sie galt ihm als „das weibliche Ideal", von ihr sang er:

„Was du auch gibst, stets gibst du dich ganz, du bist ewig nur Eines,
Auch dein zartester Laut ist dein harmonisches Selbst.
Hier ist ewige Jugend, bei niemals versiegender Fülle,
Und mit der Blume zugleich brichst du die goldene Frucht."[29])

Im Herbst 1793 war Schiller mit seiner Frau in seine Heimat gereist. Hier ward ihm das erste seiner vier Kinder[30]) geboren. Neue Freude belebte ihn von nun ab in der Teilnahme an der Entwicklung der Kinder. Es war ihm, als habe sein Wirken jetzt eine festere Grundlage gefunden, als habe er zur Welt eine andere Stellung gewonnen. So sagt er später in seinem Epigramm „der Vater":

„Wirke, so viel du willst, du stehst doch ewig allein da,
Bis an das All die Natur dich, die Gewaltige, knüpft."

In solchen Gedanken traf ihn sein Freund Hoven am Weihnachtsabend 1793 vor einem mächtig großen, von einer Menge kleiner Wachskerzen beleuchteten und mit vergoldeten Nüssen, Pfefferküchlein und allerlei kleinem Zuckerwerk aufgeputzten Weihnachtsbaum ganz allein

[28]) Schiller, Der Genius. — [29]) Schiller, Das weibliche Ideal. — [30]) Karl, Ernst, Karoline, Emilie.

sitzend. Er schaute den Baum mit heiter lächelnder Miene an und naschte von seinen Früchten herunter. „Verwundert über den unerwarteten Anblick, fragte ich ihn, was er da mache. Ich erinnere mich meiner Kindheit, erwiderte er, und freue mich, die Freude meines Sohnes zu antizipieren. Der Mensch ist nur einmal in seinem Leben Kind, und er muß es bleiben, bis er seine Kindheit auf ein anderes fortgeerbt hat." [31])

Als ihm dann am 11. Juli 1796 der zweite Sohn geboren war, schrieb er erfreut an Goethe: „Jetzt also kann ich meine kleine Familie anfangen zu zählen. Es ist eine eigene Empfindung, und der Schritt von Eins zu Zwei ist größer, als ich dachte." Und später lernte er in immer erneuter Lust durch die Geburt zweier Töchter auch noch die zwei weiteren Schritte zu Drei und Vier würdigen. Krankheiten der Kinder und seiner Lotte brachten ihm auch drückende Sorgen, unter denen er um so schwerer litt, je mehr die Liebe zu den Seinen sein ganzes Herz erfüllte. Sie sind ihm aber alle erhalten geblieben und an diesem Glück richtete er sich bei aller Not und Sorge stets wieder auf. So schrieb er am 8. November 1804 an Fischenich: „Mit meiner Frau und den Kindern geht es vollkommen gut, und von dieser Seite hat mir der Himmel nichts als Freude gegeben."

So lebhaft wie Goethe wußte Schiller mit Kindern nicht zu verkehren, aber doch spielte er gern dann und wann mit ihnen, hörte gern ihr Geplapper und freute

[31]) Hovens Biographie 1840, S. 131. Hoven irrt sich in der Annahme, Schiller habe damals erst die Geburt seines ersten Kindes erwartet. Karl Schiller war geboren d. 14. September 1793.

sich doppelt seiner Lotte in ihrem traulichen Verkehr mit den Kindern. Karl hieß anfangs häufig der Goldsohn, Ernst nannte der Vater gern seinen ehrlichen Jungen. Nichts haßte er so wie einen Philister, das hatten die Jungen früh herausgemerkt. Einmal klagte er bei Tische scherzend in Gegenwart der Kinder dem jungen Voß gegenüber: „sie haben auch gar keine Poesie, es sind rechte Philisterseelen." Da riefen sie eifrig: „Papa, ich bin kein Philister, ich will kein Philister sein." Als nun Voß den Ernst fragte, was denn ein Philister sei, erwiderte er heftig: „es ist ein garstiges Ding." Da rief ihn Schiller zu sich, drückte ihn an sein Herz und küßte ihn. Der ältere Karl, erzählt Voß, konnte zwar auch keine Definition vom Philister geben, aber er wußte von jedem ihm bekannten Menschen zu bestimmen, ob er Philister sei oder nicht.[32])

Um seiner Lotte und um seiner Kinder willen wünschte sich Schiller, den oft bange Todesahnungen beschlichen, noch zu leben, und der Gedanke quälte ihn, nicht einmal für ihren Lebensunterhalt nach seinem Tode haben sorgen zu können. Sonst fürchtete er den Tod nicht. Lotte bewährte sich aber auch nach seinem Verlust als seiner würdig. Ihr ganzes ferneres Leben ging auf im treuen Gedenken an Schiller und in der Sorge, die Kinder so gut zu erziehen, daß sie des Vaters an Gesinnung würdig würden. Diese Pflicht hielt sie aufrecht in ihrem namenlosen Schmerze, in ihrer Ausübung und in

[32]) Gräf, Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß, Leipzig, Reclam, S. 59.

dem Bewußtsein, daß sie gewiß alles getan, um ihn vor unangenehmen Eindrücken im Leben zu bewahren, fand sie Trost und Stärke.[33])

Sein Bild stand beständig vor ihrer Seele, an seinen Dichtungen richtete sie sich immer wieder auf; bei allem, was sie erlebte, dachte sie an ihn, wie es auf ihn gewirkt, wie er darüber geurteilt haben würde. Daß sie ihn am besten gekannt hatte, daß seine Liebe ihr alles war und blieb, aber auch ihre Liebe ihm das höchste Glück gegeben habe, das war ihr selige Gewißheit.

Am 6. Dezember 1806 schrieb sie in ihr Tagebuch:

„Es war nicht dein Wille, Lenker der Schicksale, daß ich den Abend meines Lebens von der Liebe beleuchtet erblicken sollte! Als ich in die stille Dorfkirche hineintrat, schwammen leichte Abendwolken an dem blauen Himmel, und die Abendsonne übergoß sie mit rötlichem Glanze. An Schillers Hand trat ich in die schmucklose Kirche und legte das Gelübde ab, ihm treu zu bleiben bis in den Tod. Ach, es war nicht das Bild meines Lebens, der Wink der Natur; denn ich leite ihn nicht an der Hand bis ins Abendrot des Lebens. Einsam, ohne ihn stütze ich mich noch auf das Band, woran das Schicksal mich festhielt. Meine Kinder werden mich lieben, mir wohltun, aber der Segen der Liebe wird mich nicht mehr über die Wellen des Lebens emportragen, und ich wandere einsam dem letzten Ruheplatz entgegen, denn das, was mich belebte, kann nur ich fühlen. Diese einzige hohe Natur fühlte nur ich so rein und klar, und deswegen versteht auch

---

33) Hennes, Fischenich und Charlotte v. Schiller 1875, S. 73.

meine Liebe kein anderes Wesen. Das Leben konnte durch die irdischen Ansichten andern anders dünken, mir ward immer das Glück, daß mich das Gefühl, für ihn, mit ihm zu leben, aus allem Kummer wieder erhob, und ich konnte ganz rein fühlen, daß seine Liebe mir alles war.

Ich träumte einst in den ersten Zeiten meiner Bekanntschaft mit ihm, ich säße in einer Hütte auf einer hölzernen Bank, vor mir eine Tür, durch die ich auf eine himmlische Gegend hinuntersah, und an seinem Herzen über Welt und Zeit erhaben. So war dieser Traum eine Deutung meines Lebens; ich konnte über alle Bedürfnisse hinwegblicken in den Stunden, wo sein Geist zu mir sprach, und fühlte in den ersten Jahren unserer Verbindung wie in den letzten das gleiche Glück. Mit mehr Bewußtsein meiner selbst in späteren, denn ich hatte mich durch ihn gebildet, empfänglicher gefunden und genoß reiner den Anblick seines Geistes. Zuweilen begegnete es mir, daß er Dinge sagte, die ich eben gedacht hatte oder sagen wollte, und ich fand froh die Übereinstimmung, weil sie mir zeigte, wie ich mir durch das Leben mit ihm, durch das Verfolgen seines Geistes seine Ideen angeeignet hatte.

Es kann so bald keine solche Natur wieder existieren, wie diese, vielleicht nie wieder, denn gerade diese Bedingungen, die erfordert wurden zu seiner Bildung, sind zu schwer zu wiederholen. Das einfach kindliche Leben seiner Jugend, unter Menschen, die ihn nicht zu fassen vermochten, die ihn also durch nichts hinderten, aber ihm auch in nichts zuvorkamen, gab ihm die erste Kraft,

die auch die despotischen Verhältnisse der Militärakademie nicht unterdrücken konnten, nur hemmen.

Weil er von der Wirklichkeit eingeengt wurde, ging die Kraft seines Wesens ganz in seine Phantasie über, und er träumte sich Freiheit, da er in engen Mauern schmachtete!

Diese Absonderung von seiner Familie, die nur in der Realität lebte, gab auch ihm die feste Anhänglichkeit an sie, denn er dachte ihrer in seiner eingeschränkten Lage mit heißer Sehnsucht. Er wiederholte sich in der Phantasie die häuslichen Freuden, dachte sich gern die Mutter, wie sie allen Verrichtungen des Hauswesens sich unterzog. So wenig sein Geist in diesem Zirkel hätte Fortschritte machen können, so sehnte er sich doch oft hin und hing mehr an der Mutter als am Vater, weil sie ihm gleicher war in ihrem Streben, Wirken und Neigungen. Er stand unbewußt, welcher Geist ihn beseelte, unter denen, die ihn umgaben, und deswegen erschien er so groß und mächtig wie eine höhere Gewalt.

„So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen."

Ein solches Wesen, von allem Gemeinen fern und entfremdet, gibt es wohl nicht mehr. Mit aller Einfachheit, Anspruchslosigkeit übte er immer eine Gewalt auf die aus, die ihn umgaben. Man mochte den hohen Geist zu fassen vermögen oder nicht, man fühlte seine Hoheit und eine gewisse Scheu, etwas Unedles in seiner Nähe zu dulden."[34])

---

[34]) Charlotte v. Schiller, I, 116.

Ähnlich und fast noch herzlicher hatte sie sich brieflich dem vertrauten Freunde Fischenich gegenüber schon am 3. Juli 1805 über ihr inniges Verhältnis zu Schiller ausgesprochen: „Ach, Sie fühlen tief, was ich entbehre. Aber Sie kannten ihn nur halb, denn in der letzten Zeit seines Lebens, wo seine Seele frei auch unter dem drückenden Gefühl seiner Krankheit sich erhob, wo er immer milder, immer liebender wurde, sein Herz an dem unschuldigen Leben seiner Kinder erfreute, war er ganz anders, als da Sie mit uns lebten. Diese Liebe, diese Freude an den lieben Geschöpfen, diese Heiterkeit, wenn er zu uns kam, würde Ihrem Herzen wohlgetan haben. Das lange Leben mit ihm hatte auch mein Gefühl auf eine glückliche Höhe gestellt; bei ihm, mit ihm war ich über das Leben hinweg. Wie mir nun ist, welche Öde, welche Dunkelheit in mir, kann ich nur andeuten. Wenn man gerade die Epoche des Lebens, wo man selbst zum Leben reifer wird, mit einem solchen Geiste fortschritt, durch seinen Blick die Welt und Gegenstände beleuchtet sah, ach, wie schrecklich ist diese Leere! Im gewöhnlichen Leben, das ich ihm so leicht wie möglich zu machen suchte, vermisse ich seine Gegenwart, seinen belebenden Mut wohl schmerzlich, aber noch tiefer, inniger, schmerzlicher in den Momenten, wo ich mein besseres Wesen aufsuchen möchte, wo mir das Licht seines Geistes fehlt. Ach, da ist's, als wäre ich in die ewige Nacht verstoßen, und die Welt ist mir schrecklich. — Es hat niemand, kann ich behaupten, dieses edle, hohe Wesen so verstanden, als ich, denn keine Nuance entging mir. Ich wußte mir seinen Charakter, die Triebfedern seines Handelns, zu erklären, zurecht-

zulegen wie niemand. — Die Jahre verbanden uns immer fester, denn er fühlte, daß ich durch das Leben mit ihm seine Ansichten auf meinem eigenen Weg gewann und ihn verstand, wie keiner seiner Freunde. Ich war ihm so nötig zu seiner Existenz wie er mir. Er freute sich, wenn ich mit ihm zufrieden war, wenn ich ihn verstand. Dieses geistige Mitwirken, Fortschreiten war ein Band, das uns immer fester verknüpfte. Seine poetische Laufbahn, der ich leichter folgen konnte als der philosophischen, hat auch unser Wesen noch fester aneinander gefesselt. Dies ist alles nur für Ihr Herz, lieber Sohn! Ich würde zu keinem Menschen sonst so sprechen können. Aber Sie sollen nur fühlen, daß ich Unersetzliches verlor, daß ich alle höheren Kräfte meines Geistes zusammenrufen muß, um dieses Leben zu ertragen. Sie sollen Zeuge meines Lebens sein, daß ich nicht unwert bin, die Gefährtin eines solchen Geistes zu sein, daß ich jetzt durch meinen Mut, durch Resignation auch zeigen will, daß ich meinen Geist an Schillers Beispiel zu stärken verstand."[35])

Schillers jüngste Tochter Emilie hat seinem Biographen Hoffmeister erzählt, sie habe in den letzten Lebensjahren ihrer Mutter am Sterbetage des Vaters stets sein Gedicht Nänie vorlesen müssen.[36])

Die Leser dieses Buches werden dem Gefühl der trauernden Gattin beim Hören dieser hehren Totenklage im Geiste nachgehen wollen und sich gern an dieser Stelle das Gedicht in Erinnerung rufen lassen:

---

[35]) Hoffmeister, Schillers Leben sc. V, 337. — [36]) Hoffmeister, Schillers Leben sc. V, 339.

Nänie.

„Auch das Schöne muß sterben! Das Menschen und Götter bezwinget,
Nicht die eherne Brust rührt es dem stygischen Zeus.
Einmal nur erweichte die Liebe den Schattenbeherrscher,
Und an der Schwelle noch, streng, rief er zurück sein Geschenk.
Nicht stillt Aphrodite dem schönen Knaben die Wunde,
Die in den zierlichen Leib grausam der Eber geritzt.
Nicht errettet den göttlichen Held die unsterbliche Mutter,
Wenn er, am skäischen Tor fallend, sein Schicksal erfüllt.
Aber sie steigt aus dem Meer mit allen Töchtern des Nereus,
Und die Klage hebt an um den verherrlichten Sohn.
Siehe da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt.
Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten ist herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab."

„Nur durch das, was wir ihr leihen, reizt und entzückt uns die Natur."
(An Lotte v. Lengefeld u. Karoline v. Beulwitz d. 10. Sept. 1789.)

6. Auffassung der Natur.

Schiller ist in einem kleinen Städtchen geboren, „wo sich, nah der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht."[1]) Und doch hat der in einer Großstadt geborene Goethe in einem weit innigeren Verhältnis zur Natur gestanden als Schiller, der eigentlich nie recht vertraut mit ihr gelebt hat. Zum Teil mag das in seiner abgeschlossenen Erziehung in der Militärakademie oder in seiner Kurzsichtigkeit begründet sein, weit mehr wohl noch in seinem zarten Körper während der Kindheit und in seiner andauernden Krankheit während der Mannesjahre; vor allem aber lag es in der Art und Richtung seines Geistes. Die Wirklichkeit sprach ihn nicht an, er suchte sich um die gemeine Deutlichkeit der Dinge den goldenen Duft der Morgenröte zu weben.[2]) Sein Element war das Reich der Ideen, und auch an sein Empfinden knüpft er stets Gedanken. Volksliederartige Naturpoesie lag ihm fern, und nirgends spürt man in seinen Gedichten den Hauch der Natur, wie etwa in Goethes Liedern „An den Mond" und „Gefunden" oder wie in Goethes Dich-

[1]) Goethe in der Elegie Hermann und Dorothea — [2]) Wallensteins Tod, V, 3.

tungen überhaupt. Aber wenn Schiller die Natur nicht rein widerspiegelte und sein Empfinden unmittelbar Gedanken und Reflexionen in ihm erweckte, so schließt das nicht aus, daß dennoch sein Seelenleben tiefe Eindrücke und Nahrung aus der Natur gewonnen und er ihre Schönheit lebhaft empfunden hat. Hat er doch auch warm und innig geliebt trotz der Tatsache, daß er kein einziges eigentliches Liebeslied gedichtet hat.

Auch er weilte gern im Freien, auch er flüchtete sich gern immer wieder zur Natur, in ihren getreuen Armen von kalten Regeln zu erwärmen.[3]) Nicht die Betrachtung des Einzelnen hielt ihn fest, aber ihn beglückte ihre Einfalt im ganzen, ihr gleiches Gleis bei allem Reize der immer veränderten Schöne. Ihrer Lüfte balsamischer Hauch durchrann ihn erquickend, und auch seinen durstigen Blick labte das energische Licht.[4]) Nur eben haftete sein Auge nicht in gleicher Weise wie Goethes Auge am Besonderen, am Kleinen und Einzelnen der Natur, nur fehlte ihm das reine Entzücken an der sinnlichen Wahrheit, der Blick des Zeichners, die Freude am ruhigen Beobachten des Lebens in der Natur. Es lag eben in Schillers Charakter nicht, um seine eigenen Worte über sentimentalische Dichter, wie Haller, auf ihn selbst anzuwenden: „mit ruhigem, einfältigem und leichtem Sinn zu empfangen und das Empfangene wieder darzustellen. Unwillkürlich drängt sich die Phantasie der Anschauung, die Denkkraft der Empfindung zuvor."[5])

---

[3]) Die Macht des Gesanges. — [4]) Der Spaziergang. — [5]) Über naive und sentimentalische Dichtung.

Aber auch Schiller bedurfte der Natur zum Aufschwunge seiner Ideen und zu ihrer Versinnlichung in Bildern. Im Untergange der Sonne schaute er den Tod des Helden, im Anblick der unermeßlichen Sternenbühne ahnte er den Begriff des ewigen Raumes, der Flug des Adlers diente ihm zur Versinnlichung der himmelumschweifenden Wünsche des Jünglings, und in der Iris Farbenfeuer auf der Donnerwolke duftigem Tau sah er durch der Wehmut düstern Schleier die heitere Ruhe des Gemütes. Das Große, das Erhabene in der Natur ist's, was seinen Geist am gewaltigsten erregt. Goethe bringt bis ins Kleinste, in allem seinem Dichten empfängt er der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit. Bei jedem Schritte freute er sich der neuen Blume, die voll Tropfen hing, und überall in seinen Liedern umhaucht uns Blumen-Würzgeruch und Duft. Schiller aber bezog jeden Gegenstand auf eine Idee, und auf dieser Beziehung, auf der Darstellung der Idee, nicht auf der liebevollen Darstellung des Gegenstandes selbst beruhte seine dichterische Kraft.

Man hat Schiller einen Stubenhocker gescholten.[6]) Der Ausdruck geht mir wider den schuldigen Respekt, aber was er sagen will, ist sachlich wahr. Schiller ist wenig spazieren gegangen, hat kaum nur aus der Freude an der Natur im Freien Wohnung genommen, sondern aus andern Rücksichten, etwa um größere Stille zur Arbeit zu gewinnen, oder zur Stärkung der Gesundheit, oder um mit bestimmten Menschen zu verkehren.

---

[6]) Bode, Goethes Lebenskunst, S. 5.

Er war nicht weichlich und selbst in der Zeit seines Krankens nie pimpelig. „Er vergaß stets," rühmte ihm seine Gattin nach, „durch die Tätigkeit seines Geistes den Körper."[7] Schon als Kind gab er, trotzdem er zart war, bei den Spielen mit den Kameraden meist den Ton an und beherrschte auch Ältere durch seine Furchtlosigkeit. In Bauerbach fragte er wenig nach Wind und Schnee, wenn er die Aussicht hatte, mit Freunden Ideen auszutauschen, und als er seine Wohltäterin Henriette von Wolzogen und ihre junge Tochter Charlotte kennen gelernt hatte, scheute er nicht Wetter und Weg, sie wiederzusehen: „Dem Wetter wird schlechterdings nicht nachgefragt. Es ist schon schlimm genug, daß die Geisterwelt so viele Pläne zernichtet, die Körperwelt soll mir keine Freuden meines Lebens verderben."[8] An diesem Vorsatz hat er auch in den Zeiten seiner Leiden nach Möglichkeit festgehalten. Aber an sich lockte es ihn nicht, „dem Schnee, dem Regen, dem Winde entgegen," ins Freie hinaus, und ging er spazieren, so ruhte sein Blick nicht still auf den Dingen, sie sind ihm nur süße Boten aus der Geisterwelt, Bilder seines Schmerzes, seiner Lust.[9] Erst die Empfindungen, die er ihnen leiht, gießen ihnen Leben, Sprache, Seelen, Herzen ein, an sich erscheinen sie ihm tot, ohne Seele, ohne Liebe,[10] und erst von seines Lebens Widerhall findet die stumme Natur eine Sprache, die sie ihm vertraulich macht.[11])

Gewiß ist er später in Mannheim, Leipzig und

---

[7]) Charlotte v. Schiller, I, 108. — [8]) Briefe Nr. 48. — [9]) Klage der Ceres. — [10]) Die Blumen. — [11]) Die Ideale.

Dresden, in Weimar, Rudolstadt, Jena und wieder in Weimar auch noch spazieren gegangen und hat sich dabei allein oder mit andern an der Natur, zumal im Frühlinge, erfreut, aber so oft er in Briefen über sie berichtet, betont er doch in erster Reihe den Genuß der Gespräche mit den Begleitern oder Begleiterinnen, den Einfluß auf seine Gesundheit, oder die Gedanken, denen er bei seinem Gehen nachgehangen, oder endlich die Erinnerungen, die dieser oder jener Platz wieder in ihm erweckt habe. Kaum aber erwähnt er je, daß die Betrachtung der Berge und Wälder, der Wiesen und Felder, der Gärten und Blumen, der Tiere oder gar der Steine ihn um ihrer selbst willen erfreut und beschäftigt habe. Ja selbst in der schönen Zeit der jungen Liebe hat er weniger das Schönste auf den Fluren gesucht, womit er seine Liebe schmückte, als das Schönste aus dem Reiche der Gedanken, des Herzens, der Dichtung. Kurz er war ein sentimentalischer, kein naiver Mensch. Sentimentalische Dichter aber rühren uns durch Ideen, „nicht durch sinnliche Wahrheit, nicht sowohl weil sie selbst Natur sind, als weil sie uns für Natur zu begeistern wissen. Was von ihrem Charakter im ganzen wahr ist, schließt natürlicherweise darum keineswegs das Vermögen aus, im einzelnen uns durch naive Schönheit zu rühren; ohne das würden sie überall keine Dichter sein!“[12])

Die letzten Worte finden gerade auch auf Schiller Anwendung, gerade bei seinen gedankenreichsten Dichtungen staunte der ihm kongenialste seiner Freunde,

[12]) Über naive und sentimentalische Dichtung.

Wilhelm von Humboldt, wie er es gemacht habe, „um mit der vollkommensten Präzision der Begriffe die höchste praktische Individualität und die völlige sinnliche Klarheit in der Darstellung zu erreichen."[13]) Aber im ganzen bleibt darum doch bestehen, daß die Natur unserm Dichter nicht um ihrer selbst willen von Bedeutung war. Er empfand nicht, um wieder an seine Worte anzuknüpfen, natürlich, wie die Alten und unter den Neueren besonders Goethe, aber er empfand das Natürliche.[14]) Die Erhabenheit der Natur, ihre Einfachheit und Mannigfaltigkeit, ihre Gesetzmäßigkeit bei allem Wandel erregten sein Staunen und seine Ehrfurcht, führten ihn aber zugleich immer in seinen Gedanken über die Natur hinaus zu dem Unendlichen des Geistes, dessen Abbild sie nur sei. Sie ist ihm des Todes Garten, das Reich der Schatten im Gegensatze zu den heiteren Regionen, wo die reinen Formen, die Ideen, wohnen.[15]) Sie ist ihm die Schrift des ewigen Geistes, in der er sein Wehen und Walten zugleich offenbart und verhüllt, sie gilt ihm gewissermaßen als eine Allegorie, die in Körpern spricht, dem aufgeschlossenen Geiste aber Geistiges kündet. Und nur insofern sie ihm Sinnbild göttlichen Geistes und göttlicher Freiheit ist, zieht sie ihn an.

Seine Gattin hat ausdrücklich bezeugt, daß er zu wenig gegangen sei[16]), und seiner Krankheit halber im letzten Drittel seiner Lebenszeit ist er im Winter oft wochen-, ja monatelang nur wenig „über die Gasse"

---

[13]) Brief an Schiller vom 21 August 1795. — [14]) Über naive und sentimentalische Dichtung. — [15]) Das Ideal und das Leben. — [16]) Charlotte von Schiller, I, 112.

gekommen, und selbst im Frühjahre konnte er nur die besten Tage zu Spaziergängen benutzen. Aber die Sehnsucht, in der Natur, unter Bäumen zu sein, hat er stets gehabt. Hätte er sich nur seinen Wunsch erfüllen können, sich Wagen und Pferde zu halten! Nach Empfang der Nachricht von dem hochherzigen Ehrensolde, den ihm der Prinz Christian von Schleswig-Holstein und der Graf von Schimmelmann gewährt hatten, schaffte er sich ein Reitpferd an und nahm es auch im Sommer 1792 nach Dresden zu Körners mit. Gelernt hatte er das Reiten, wie auch das Fechten und Schwimmen, in der Militärakademie, und er ritt gern, und es tat ihm wohl. Und wie er es leicht bei Spaziergängen und einmal auch bei einer Schlittenfahrt machte, so auch beim Reiten. Hatte er sich einmal herausgemacht, so wollte er auch den Gesunden spielen und überspannte seine Kräfte zum Nachteil seiner Gesundheit. So soll er viel Galopp und Carrière geritten sein, so daß sein Pferd von andern kaum zu reiten und zu zügeln war. Auch reizte es ihn, persönlichen Mut zu bewähren. Einst, so wird erzählt, ritt er, jüngeren Freunden voran, auf einem Fußpfade und nötigte eine Schar ihm entgegenkommender Landleute zum Ausweichen. Einer von ihnen, sei es aus Ärger, sei es im Rausche, sei Schiller keck in den Zügel gefallen. Die Freunde eilten hinzu, aber Schiller, der sich mutig wehrte, hatte bereits den Zügel losgerissen. Während einer der Freunde den kecken Burschen mit der Frage zur Rede stellte: „Wer ist Er?“ sprengte Schiller auf den Zurückweichenden mit der Peitsche los und schlug ihn; dann neckte er den jungen Freund, daß

er, statt mutig loszuschlagen, den Gegner habe verhören wollen, und in den nächsten Tagen begrüßte er den Freund, wenn er in die Stube trat, wiederholt mit der spöttischen Frage: „Wer ist Er?“[17])

Gern saß Schiller im Freien oder genoß wenigstens vom Zimmer aus den Blick ins Grüne und in sonnige Landschaft. Die Sonne liebte er über alles, ihr galt sein erstes uns erhaltenes Gedicht, mit ihr vergleicht er das Größte und Liebste, was er kennt, die Heldenkraft des Mannes, die Lieblichkeit der Frauen: „Wir,“ (Männer) so schrieb er an Lotte von Lengefeld am 27. November 1788, „stürmen, regnen und schneien und machen Wind. Ihr Geschlecht soll die Wolken zerstreuen, die wir auf Gottes Erde zusammengetrieben haben, den Schnee schmelzen und die Welt durch ihren Glanz wieder verjüngen. Sie wissen, was für große Dinge ich von der Sonne halte; das Gleichnis ist also das Schönste, was ich von Ihrem Geschlechte nur habe sagen können.“

Schon in Bauerbach arbeitete er gern im Garten oder am geöffneten Fenster: „In diesem herrlichen Hause des Morgens denk' ich Sie, Freund, — und meinen Carlos,“ schrieb er früh in der Gartenhütte am 14. April 1783 an Reinwald. Auch später noch sehnte er sich dorthin zurück. Am 26. Mai 1784 schreibt er von Mannheim aus an Henriette von Wolzogen: „Ihren Aufenthalt in Ihrem einsamen Hüttchen beneide ich, und dieses umsomehr, da mich die sengende Hitze des hiesigen Klimas alles für meine Gesundheit befürchten

[17]) Göritz, Das Morgenblatt 1837, Nr. 84 ff.

läßt. Schon jetzt ist die Luft hier so glühend, und die Winde, statt abzukühlen, brennen, als wenn sie aus einem Backofen kämen."

Am meisten scheint er in Leipzig und Gohlis im Jahre der ausgelassensten Freude seines Lebens gegangen zu sein und im Freien gelebt zu haben. Da spazierte er im Rosental und in Gohlis oft schon mit Sonnenaufgang im leichten Hausrock und mit unbedecktem Halse quer durch die Felder. Bei Tage arbeitete er dann in der Hollunderlaube des dem Ortsrichter Möbius gehörigen Gartens oder auch in dem Garten des Schlosses, das damals Eigentum des Hofrats Hetzer war, und abends, wenn der Buchhändler Göschen aus der Stadt herauskam, wurde ein Tischchen unter die Linde vor ihrer Wohnung gestellt, so daß er in dieser Zeit wenig in seinem Dachstübchen anzutreffen war. Auch in der Dresdner Zeit war er noch zu Spaziergängen aufgelegt und saß in den Sommermonaten in Körners Landhause in Loschwitz mit besonderer Freude unter dem Nußbaum vor der Tür und arbeitete dann mit Vorliebe an seinem Carlos in dem dortigen Gartenhäuschen bei geöffneter Tür. Später in Weimar und Jena werden die Spaziergänge seltener, und meist nur aus Gesundheitsrücksichten ging er nach rastloser Arbeit und oft noch ganz in Gedanken an die Arbeit in den Park. Aber je weniger er zu eigentlichen Wanderungen kam, um so mehr sehnte er sich darnach, im Freien oder doch mit der Aussicht ins Freie, arbeiten zu können. Bei seinen ersten Wirtinnen in Jena hatte er das Recht, einen Garten zu benutzen. Nach seiner Verlobung schrieb er der Braut, daß ihn dies allein

schon in dem Hause halten könne, und später bezog er ein Häuschen in diesem Garten. „Heut," schrieb er am 7. April 1793 an Körner, „habe ich endlich meinen Einzug in den Garten gehalten und bin nicht wenig froh, daß ich Feld und Himmel sehe. Diesen Winter kam ich kaum fünfmal ins Freie, und nun ist mir zu Mute wie einem Gefangenen, der zum ersten Male wieder ans Tageslicht kommt." Nach der Reise in die Heimat bezog er dann in Jena ein Haus am Markt, aber schon ein Jahr darauf übersiedelte er in eines der besten Häuser der Stadt, in das Griesbachsche Haus, das wenigstens einen freien Blick auf die Berge gewährte: „Zum Glück wohne ich angenehm und frei, und kann also das Ausgehen eher missen." Von hier aus schrieb er an einem heiteren Wintertage, am 27. Februar 1795, auch an Goethe: „Wenn die freundlichen Tage, die wir hier haben, auch von Ihnen genossen werden, so wünsche ich dem vierten Buche von W. Meister dazu Glück. Mich hat diese Ankündigung des Frühlings recht erquickt und über mein Geschäft, das dessen sehr bedurfte, ein neues Leben ausgegossen. Wie sind wir doch mit aller unserer geprahlten Selbständigkeit an die Kräfte der Natur angebunden, und was ist unser Wille, wenn die Natur versagt! Worüber ich schon fünf Wochen fruchtlos brütete, das hat ein milder Sonnenblick binnen drei Tagen in mir gelöst; freilich mag meine bisherige Beharrlichkeit diese Entwicklung vorbereitet haben, aber die Entwicklung selbst brachte mir doch die erwärmende Sonne mit."

Aber auch diese Wohnung genügte ihm nicht lange.

Im Gefühl, daß die erste Bedingung eines glücklichen Fortganges seiner Arbeiten eine leichtere Luft und Bewegung sei, entschloß er sich Anfang 1797 zum Ankauf eines Gartenhauses. Dort hat er die nächsten drei Sommer verlebt, dorthin sich 1801 noch einmal zu stiller Arbeit von Weimar aus geflüchtet, und dort hat er sich über einem alten Gartenhäuschen, das er zum Baderaum umwandelte, jene schöne Gartenzinne gebaut, von wannen er in der Arbeit am Wallenstein in durchgewachten Nächten der Sterne Wort vernahm:

„Nun sank der Mond, und zu erneuter Wonne
Vom klaren Berg herüber stieg die Sonne." [18])

Noch am ersten glücklichen Tage, als er diese durch ihn geweihte Stätte bezog, schrieb er: „Eine schöne Landschaft umgibt mich, die Sonne geht freundlich unter, und die Nachtigallen schlagen. Alles um mich herum erheitert mich, und mein erster Abend auf dem eigenen Grund und Boden ist von der herrlichsten Vorbedeutung." Hier im Garten spazierte er dann auch gern umher, und hier hat Goethe bald bei Regen auf der stillen Höhe des Zimmers, bald bei gutem Wetter in der Laube am Steintisch häufig mit Schiller beisammen gesessen, und, wie er Eckermann später erzählte, manches gute und große Wort mit ihm gewechselt.

Und als dann Schiller Ende 1799, um Goethe und dem Theater näher zu sein, nach Weimar übersiedelt war, regte sich auch dort bald wieder das Bedürfnis nach einer frei gelegenen Wohnung, und den Ausschlag zum

[18]) Goethe, Epilog zu Schillers Lied von der Glocke.

Ankauf des Hauses an der Esplanade gab das Gärtchen am Hause, und daß sich der Dichter „aus einer lärmenden Straße unter Bäume flüchten könne." Der Aufenthalt im Freien wirkte eben auf Schiller, soweit er sich bei seiner Kränklichkeit hinauswagen durfte, wohltuend und kräftigend. Und doch sprach die Natur nicht unmittelbar zu ihm, erst durch seine Gedanken über sie wurde sie ihm lebendig. Das geht klar aus seinem Gedichte „Der Spaziergang" hervor und aus dem Briefe an seine Braut und ihre Schwester vom 10. September 1789, der bereits die Grundgedanken des erst sechs Jahre später entstandenen elegischen Gedichtes anklingen läßt:

„O meine teure Karoline! meine teure Lotte! Wie so anders ist jetzt alles um mich her, seitdem mir auf jedem Schritt meines Lebens nur Euer Bild begegnet. Wie eine Glorie schwebt Eure Liebe um mich, wie ein schöner Duft hat sie mir die ganze Natur überkleidet. Ich komme von einem Spaziergang zurück. In dem großen freien Raume der Natur, wie in meinem einsamen Zimmer — es ist immer derselbe Äther, in dem ich mich bewege, und die schönste Landschaft ist nur ein schöner Spiegel der immer bleibenden Gestalt. Nie hab' ich es noch so sehr empfunden, wie frei unsere Seele mit der ganzen Schöpfung schaltet — wie wenig sie doch für sich selbst zu geben imstande ist, und alles, alles von der Seele empfängt. Nur durch das, was wir ihr leihen, reizt und entzückt uns die Natur. Die Anmut, in die sie sich kleidet, ist nur der Widerschein der innern Anmut in der Seele ihres Beschauers, und großmütig küssen wir den Spiegel, der uns mit unserm eigenen Bilde überrascht.

Wer würde auch sonst das ewige Einerlei ihrer Erscheinungen ertragen, die ewige Nachahmung ihrer selbst. Nur durch den Menschen wird sie mannigfaltig, nur darum, weil wir uns verneuen, wird sie neu. Wie oft ging mir die Sonne unter, und wie oft hat meine Phantasie ihr Sprache und Seele geliehen, aber nie, nie als jetzt hab' ich in ihr meine Liebe gelesen. Bewundernswert ist mir doch immer die erhabene Einfachheit und dann wieder die reiche Fülle der Natur. Ein einziger und immer derselbe Feuerball hängt über uns, und er wird millionenfach verschieden gesehen von Millionen Geschöpfen, und von demselben Geschöpf wieder tausendfach anders. Er darf ruhen, weil der menschliche Geist sich statt seiner bewegt — und so liegt alles in toter Ruhe um uns herum, und nichts lebt als unsere Seele.

Und wie wohltätig ist uns doch wieder diese Identität, dieses gleichförmige Beharren der Natur. Wenn uns Leidenschaft, innerer und äußerer Tumult lang genug hin und her geworfen, wenn wir uns selbst verloren haben, so finden wir sie immer als die nämliche wieder, und uns in ihr. Auf unserer Flucht durch das Leben legen wir jede genossene Lust, jede Gestalt unsers wandelbaren Wesens in ihre treue Hand nieder, und wohlbehalten gibt sie uns die anvertrauten Güter zurück, wenn wir kommen und sie wieder fordern. Wie unglücklich wären wir, wir, die es so nötig haben, auch die Freuden der Vergangenheit haushälterisch zu unserm Eigentum zu schlagen, wenn wir diese fliehenden Schätze nicht bei dieser unveränderlichen Freundin in Sicherheit bringen könnten. Unsere ganze Persönlichkeit haben wir ihr zu

danken, denn würde sie morgen umgeschaffen vor uns stehn, so würden wir umsonst unser geistiges Selbst wieder suchen."

Schiller hat nie das Meer, nie das Hochgebirge gesehen. Nirgends hat sich ihm die Natur in schönerem Gewande gezeigt als in seiner Heimat; an ihr hing er in Erinnerungen, nach ihr sehnte er sich oftmals. Gegenden, die ihn an die Heimat erinnerten, waren in seinem Gefühle die schönsten. Gern überschaute er frische Wiesen und Felder, dunkle Wälder, Bäche und Flüsse und besonnte grüne Hügel. Früh sah er schon im Kleinen das Größere; jeder Bach hieß ihm ein Neckarle. So hat er später nach Büchern und Erzählungen der Freunde, ob er selbst auch nur die idyllische Natur Schwabens, des Schwarzwaldes, Dresdens und Thüringens kannte, auch die erhabene Natur der Schweiz sich lebendig vorstellen und anschaulich gestalten können. „Er war," sagte Goethe im Gespräche mit Eckermann vom 18. Januar 1827, „ein so bewundernswerter Geist, daß er selbst nach Erzählungen etwas machen konnte, was Realität hatte." Als ihm Goethe am 25. September 1797 von Stäfa aus geschrieben hatte, daß der Vers: „Und es wallet und siedet und brauset und zischt" sich bei dem Rheinfall „trefflich legitimiert habe," erwiderte Schiller: „Es freut mich nicht wenig, daß nach Ihrer Beobachtung meine Beschreibung des Strudels mit dem Phänomen übereinstimmt. Ich habe diese Natur nirgends als etwa bei einer Mühle studieren können, aber weil ich Homers Beschreibung der Charybde genau studierte, so hat mich dieses vielleicht bei der Natur erhalten."

Auch seine Beiwörter und Gleichnisse gehen, so

lebendig sie oft auch sind, wohl selten auf eigene Betrachtung der Natur zurück. Entweder waren sie schon Gemeingut der Sprache, wie etwa „finstere Nacht“, „wilder Strom“, säuselnde Linden“, oder sie waren Erinnerungen aus seiner Lektüre. In den Kommentaren zu seinen Dichtungen sind viele solcher Reminiscenzen angeführt, aber auch gerade die sinnlichen Beiwörter und Vergleiche, die Wilhelm von Humboldt als „zugleich durch Neuheit und Schönheit ausgezeichnet“ in der Elegie (dem Spaziergang) hervorhebt, sind vielleicht auch nur Erinnerungen aus Ewald von Kleists Frühling, so die Vergleichung der begrenzten Äcker mit einem Teppich[19]) und der „zweifelnde Flügel“[20]) des Schmetterlings.

Daß er sich in der scharfen Beobachtung und im lebendigen Empfinden des Einzelnen in der Natur nicht mit Goethe messen konnte, wußte er wohl, und neidlos erkannte er des Freundes größeres Talent an, seine einzigartige Universalität und besonders die lebendige, bis zum Greifen treffende Natur, die in allen seinen Schilderungen herrsche, die ihm überhaupt in keinem Produkte versagen könne.[21]) An Meyer schrieb er über Goethe: „Während wir andern mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leis an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte reif und schwer zufallen zu lassen.“[22]) Und umgekehrt klagte er oft, wie seine Neigung zur

[19]) B. 54: „Ein Teppich, geschmückt mit Ranken u. Laubwerk, von Büschen, Blumen u. Klee wallt' auf Gefilden u. Auen.“ — [20]) B. 192: „Die Schmetterlinge — Umwälzen sich über den Bäumen mit bunten Flügeln voll Liebe, Und, unentschlossen im Wählen, beschauen sie Knospe und Blüte.“ — [21]) Briefe Nr. 784. — [22]) Briefe Nr. 1228.

Spekulation ihm das Dichten erschwere. Ihm war das unermeßliche Reich der Poesie der Gedanke, und „handelnde Menschheit" galt ihm als höchster Gegenstand der Dichtkunst.[23]) Der Gegensatz seiner Poesie zu der Goethes ist in diesen Worten klar gezeichnet, nur muß man ihn nicht übertreiben und darf nicht verkennen, daß wie Goethe natürlich auch oft vom Empfinden zu Ideen aufsteigt und auch handelnde Menschheit darstellt, so Schiller im einzelnen auch seine Ideen in naturwahren Bildern zu versinnlichen vermochte. Mögen sie meist auch nicht den Charakter der Originalität tragen, so sind sie darum doch warm empfunden und lebendig gestaltet. Und so fand er den Mut, sich auch neben Goethe als Dichter zu fühlen, in dem Gedanken, den er in seinem ersten Freundschaftsbriefe an Goethe aussprach: „Beim ersten Anblick zwar scheint es, als könne es keine größeren Opposita geben, als den spekulativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung, und sucht der letzte mit selbsttätiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden." Und wiederum gab er demselben, ihm so tröstlichen Gedanken in einer seiner herrlichen tabalae votivae auch poetischen Ausdruck:

Die Übereinstimmung.

„Wahrheit suchen wir beide, du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß.
Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer,
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt."

---

[23]) Rezension der Gedichte Matthissons.

„Unter der Hülle aller Religionen liegt die Religion selbst, die Idee des Göttlichen."
(Über den Gebrauch des Chores in der Tragödie.)

7. Religiöse Anschauungen.

Schiller war, mit einem Ausdruck seines Vaters zu reden, in „ungezweifeltem Glauben" erzogen worden[1]) und hatte schon als Kind in frommer Ehrfurcht vor dem Heiligen andächtig aufgehorcht, wenn die Mutter den Kindern von dem Heilande erzählte oder der Vater in häuslichen Erbauungsstunden Gebete und Abschnitte aus der Bibel vorlas.[2]) Selbst einmal ein Geistlicher zu werden, war der Lieblingswunsch des Knaben, den er nur mit schwerem Herzen aufgab, als der Herzog den Vater drängte, ihn der militärischen Pflanzschule anzuvertrauen, in der die Vorbildung für künftige Theologen ausgeschlossen war. Die Begeisterung für Klopstocks Dichtungen nährte in seinen Jugendjahren noch seine kirchlich-religiöse Stimmung, die sich auch in seinen Erstlingsgedichten noch deutlich aussprach. Auch in den erhaltenen Briefen an die Jugendfreunde Scharffenstein und Boigeol, die vermutlich in das Jahr 1778 gehören, zeigt sie sich lebhaft in der Art, wie er ihnen in schwerem Seelenkampfe die Freundschaft aufkündigt. Er klagt, daß sie ihn fälschlich beschuldigt hätten, seine Empfindung

---

[1]) Schillers Beziehungen zu Eltern 2c., S. 35. — [2]) Archiv für Literaturgeschichte, IV.

sei nur vorgegebene Empfindung, was er in seinen Dichtungen von Gott, Religion, Freundschaft &c. geredet habe, sei nur Phantasie, „alles bloß vom Dichter, nicht vom Christen, nicht vom Freunde herausgequollen,“[3]) und in tiefster Erregung ruft er wieder und wieder Gott zum Zeugen, zum Richter an, daß er aufrichtig sei.

Aber kurz darauf vollzog sich eine völlige Umwandlung seiner religiösen Anschauungen, zunächst wohl unter dem Einfluß des ärztlichen Studiums, sodann durch die Bekanntschaft mit Rousseaus und Lessings Leben und Schriften. Eine tief religiöse Natur ist er zwar immer geblieben, und nie hat er den Glauben an Gott verloren. Aber er suchte Gottes Walten nicht mehr, wie in seiner Kindheit, in jedem Schicksal der einzelnen Menschen zu erkennen, glaubte nicht mehr, daß die göttliche Vorsehung in die Freiheit des einzelnen Menschen eingreife, sondern er sieht jetzt die Größe und Erhabenheit Gottes gerade darin, daß in seinem Reiche die unbedingte Freiheit des einzelnen herrsche und sein großer Schöpfungsplan eine ewige Entwicklung des Menschengeschlechts aus der Sinnlichkeit zu immer wachsender Geistigkeit bei völliger Freiheit des einzelnen vorgesehen habe: „Leben und Freiheit, im größten möglichen Umfange, ist das Gepräge der göttlichen Schöpfung.“[4]) Nur im Ganzen der Natur, im Ganzen der Geschichte der Menschheit suchte er von jetzt ab Gott zu erkennen oder zu ahnen, und die höchste Vollkommenheit, das höchste

---

[3]) Schillers Briefe Nr. 2. — [4]) Philos. Briefe, Rafael an Julius.

Glück des Menschen schien ihm mit Adam Ferguson zu sein: die Absichten der göttlichen Vorsehung im Ganzen zu begreifen.[5]) So beginnt seine erste Prüfungsarbeit „Philosophie der Physiologie“ mit den Worten: „So viel wird, denke ich, einmal fest genug erwiesen sein, daß das Universum das Werk eines unendlichen Verstandes sei und entworfen nach einem trefflichen Plane.

So wie es itzt durch den allmächtigen Einfluß der göttlichen Kraft aus dem Entwurfe zur Wirklichkeit hinrann und alle Kräfte wirken und ineinander wirken gleich Saiten eines Instruments, tausendstimmig zusammenlautend in einer Melodie: so soll der Geist des Menschen, mit Kräften der Gottheit geadelt, aus den einzelnen Wirkungen Ursach und Absicht, aus dem Zusammenhang der Ursachen und Absichten all den großen Plan des Ganzen entdecken, aus dem Plan den Schöpfer erkennen, ihn lieben, ihn verherrlichen; oder kürzer, erhabener klingend in unsern Ohren: der Mensch ist da, daß er nachringe der Größe seines Schöpfers, mit eben dem Blick umfasse die Welt, wie der Schöpfer sie umfaßt — Gottgleichheit ist die Bestimmung des Menschen. Unendlich zwar ist dies sein Ideal, aber der Geist ist ewig. Ewigkeit ist das Maß der Unendlichkeit, das heißt, er wird ewig wachsen, aber es niemals erreichen.“[6])

---

[5]) Adam Fergusons Grundsatz der Moralphilosophie. Übersetzt von Christian Garve, Leipzig 1772, S. 135. Vgl. Schiller, Philosophie der Physiologie. Gödeke, Schillers sämtliche Schriften, histor.-krit. Ausgabe, I, 75. — [6]) Gödeke, Schillers sämtliche Schriften, histor.-krit. Ausgabe, I, S. 74.

Diese Worte sind gewißlich nicht irreligiös, aber sie zeigen doch klar eine Lossagung von der herrschenden Kirche. Was Schiller ihr entfremdete, war im wesentlichen, glaube ich, ein Vierfaches: erstens die Unduldsamkeit und Verfolgungssucht der Hierarchie, die ihm zuerst wohl in Rousseaus Verfolgungen vor die Seele getreten war, zweitens die starre Dogmatik der Kirche, die der menschlichen Vernunft Schranken setzen und die Freiheit der Forschung hemmen wollte, drittens die Annahme eines bösen, gottfeindlichen Prinzipes im Menschen seitens der Kirche, während er überzeugt war, daß die Liebe zum Guten eigentlich dem Menschen das Natürliche, allein Gemäße sei, und endlich viertens ließ sein Begriff der Tugend nicht zu, daß sie durch Aussicht auf Lohn oder Strafe im Diesseits oder Jenseits angereizt werden dürfte.

In der Darstellung dei Inquisition sollte sein Don Carlos „die prostituierte Menschheit rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger stellen — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bisher nur gestreift hat, auf die Seele stoßen.“[7]) Die spanische Inquisition erschien ihm als eine „Schändung der Vernunft,“ als „Mord der Geister.“[8]) Auch in seinem Jugendgedicht „Rousseau“ brauchte er die stärksten Ausdrücke über die Verfolger des „großen Dulders,“ denen zum Trotz er ihn einen Christen nennt. Aber so heftig er die Vertreter der Kirche in diesem Gedichte angreift,

---

[7]) Briefe Nr. 66. — [8]) Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande, 1. Buch.

so begeistert preist er in ihm andererseits die Himmelstochter Religion:

„Welten werden durch dich zu Geschwistern,
Und der Liebe sanfte Odem flüstern
Um die Fluren, die dein Flug begrüßt."

Kirchentum und Religion erscheinen ihm so wenig identisch, daß er sie öfters geradezu in Gegensatz stellt:

„Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. — Und warum keine? Aus Religion."

Die Kirchen schienen ihm die Religion, indem sie sie in Dogmen zu fassen suchten, zu verknöchern und in Fesseln zu schlagen: „Wir können bei Beurteilung politischer Anstalten als eine Regel festsetzen, daß sie nur gut und lobenswürdig sind, insofern sie Fortschreitung der Kultur befördern oder nicht hemmen. Dieses gilt von Religions- wie von politischen Gesetzen: Beide sind verwerflich, wenn sie eine Kraft des menschlichen Geistes fesseln, wenn sie ihm in irgend etwas Stillstand auferlegen. Ein Gesetz zum Beispiel, wodurch eine Nation verbunden würde, bei dem Glaubensschema beständig zu verharren, das ihr in einer gewissen Periode als das vortrefflichste erschienen, ein solches Gesetz wäre ein Attentat gegen die Menschheit, und keine noch so scheinbare Absicht würde es rechtfertigen können. Es wäre unmittelbar gegen das höchste Gut, gegen den höchsten Zweck der Gesellschaft gerichtet."[9]) In gleichem Sinne schrieb er an Körner: „Es ist im Charakter der Deutschen,

[9]) Schiller, Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon. Bellermann, Schillers Werke, XIV., S. 447.

daß ihnen alles gleich fest wird, und daß sie die unendliche Kunst, so wie sie es bei der Reformation mit der Theologie gemacht, gleich in ein Symbolum hineinbannen müssen."[10]) Sein Trost war, daß die Vernunft, der Geist der Wahrheit im Menschen, aller Ketten spotte:

„Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort,
Doch der freie wandelt im Sturme fort."[11])

Die unbedingte Freiheit des menschlichen Geistes, zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden zu wählen, sah er aber auch gerade darin, daß er von vornherein nicht zum Bösen neige, daß seine Sinne ihn zwar in Versuchung führen, Böses zu tun, er aber das Böse nie um des Bösen willen tue, wohl aber von Natur das Gute um des Guten willen liebe. Als er die ersten Bogen des Kantischen Werkes „Philosophische Religionslehre" gelesen hatte, das ihn hinriß, so daß er die folgenden Bogen kaum erwarten konnte, schrieb er dennoch an Körner: „Zwar ist einer seiner ersten Grundsätze darin empörend für mein, und wahrscheinlich auch Dein Gefühl. Er behauptet nämlich eine Propension des menschlichen Herzens zum Bösen, das er das radikale Böse nennt, und das mit den Reizungen zur Sinnlichkeit ganz und gar nicht verwechselt werden darf. Er setzt es über die Sinnlichkeit hinaus in die Person des Menschen, als den Sitz der Freiheit."[12]) Das ging gegen Schillers Grundanschauung. Er sah das Böse als eine Krankheit des Menschen an, als einen Widerspruch mit seiner eigent-

[10]) Briefe Nr. 1749. — [11]) Schiller, Die Worte des Wahnes. — [12]) Briefe Nr. 646.

lichen Natur: „Mögen noch so viel Eiferer und ungedungene Prediger der Wahrheit von ihren Wolken herunterrufen: der Mensch neige sich ursprünglich zum Verderblichen, ich glaub es nicht, ich denke vielmehr überzeugt zu sein, daß der Zustand des moralischen Übels im Gemüt eines Menschen ein schlechterdings gewaltsamer Zustand sei, welchen zu erreichen zuvörderst das Gleichgewicht der ganzen geistigen Organisation aufgehoben sein muß, so wie das ganze System der tierischen Haushaltung, Kochung und Scheidung, Puls und Nervenkraft durcheinandergeworfen sein müssen, ehe die Natur einem Fieber oder Konvulsionen Raum gibt."[13])

Was aber endlich Schiller besonders an der Kirche seiner Zeit verdroß, war die beständige Hinweisung auf Vergeltung im Jenseits, auf die Höllenstrafen und auf ewigen Lohn. Ihm hatte die Tugend eigenen Wert,[14]) und das Gute war in seinen Augen nur gut, wenn es aus freier Liebe zum Guten getan wurde, ohne den eigennützigen Zweck, damit zugleich Lohn im Diesseits oder Jenseits erwerben zu wollen. Er hat nach seiner eigenen Erklärung diesen Gedanken in seinem oft mißverstandenen Gedicht Resignation ausführen wollen:

„Der Inhalt sind die Anforderungen eines Menschen an die andere Welt, weil er die Güter der Zeit für die Güter der Ewigkeit hingegeben hat. Um des Lohnes willen, der ihm in der Ewigkeit versprochen wurde, hat er auf den Genuß in dieser Welt resigniert.

---

[13]) Schiller, Selbstrezension der Räuber. — [14]) Don Carlos III, 10.

Zu seinem Schrecken findet er, daß er sich in seiner Rechnung betrogen hat, und daß man ihm einen falschen Wechsel an die Ewigkeit gegeben.

So kann und soll es jeder Tugend und jeder Resignation ergehen, die bloß deswegen ausgeübt wird, weil sie in einem andern Leben gute Zahlung erwartet. Unsere moralischen Pflichten binden uns nicht kontraktmäßig, sondern unbedingt. Tugenden, die bloß gegen Assignation an künftige Güter ausgeübt werden, taugen nichts. Die Tugend hat innere Notwendigkeit, auch wenn es kein anderes Leben gäbe. Das Gedicht ist also nicht gegen die wahre Tugend, sondern nur gegen die Religionstugend gerichtet, welche mit dem Weltschöpfer einen Akkord schließt und gute Handlungen auf Interessen ausleiht, und diese interessierte Tugend verdient mit Recht jene strenge Abfertigung des Genius."[15])

Denselben Gedanken hatte er schon in den philosophischen Briefen ausgedrückt: „Es muß eine Tugend geben, die auch ohne den Gedanken an Unsterblichkeit auslangt, die auch auf Gefahr der Vernichtung das nämliche Opfer wirkt."

Nicht verschweigen mag ich, daß Schiller freilich nicht ganz folgerichtig diesen Gedanken vertreten hat. Wer unter den Menschen wäre auch in der Darstellung seiner Religion bis auf jedes Wort konsequent! Die wechselnden Stimmungen ringen miteinander, und alte liebe Bilder der Kinderzeit steigen wieder auf, gewinnen wieder Bedeutung, und nicht minder wirkt der Kreis derer,

---

[15]) Gödeke, Schillers sämtl. Schriften, XV, 1, 419.

zu denen man spricht, in deren Seele man sich hineindenkt, auf die Wahl der Bilder, der Worte, der Tongebung ein, ganz abgesehen davon, daß keine Sprache zureicht, religiöse Empfindungen, Seelenstimmungen in klaren Worten auszudrücken:

„Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen?
Spricht die Seele, so spricht, ach! schon die Seele nicht mehr.“ [16])

Natürlich sind Stellen aus den Dramen immer nur behutsam als Belegstellen für des Dichters eigene Gesinnungen heranzuziehen. Oft drücken sie naturgemäß nur die Meinung des bestimmten Charakters der dramatischen Person aus. Wenn zum Beispiel die Himmelskönigin der Johanna d'Arc verkündet: „Die hier gedienet, ist dort oben groß,“ oder wenn Pastor Moser dem Franz Moor die Schrecken des himmlischen Gerichts beweisen will, so sind ihre Worte aus der Situation heraus, nicht als Ansichten des Dichters gesprochen. Anders aber steht es wohl mit dem Gedicht „An die Freude“, das vielleicht sogar in bewußtem Gegensatz zur „Resignation“ gedichtet worden ist.[17]) Hier aber heißt es geradezu:

„Duldet mutig, Millionen,
Duldet für die beßre Welt.
Droben überm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen.“

Schillers Gottheit ist Huld und Erbarmen.[18]) In der Freude erst glaubt er ihren sanften Odem zu spüren,

---

[16]) Schiller, Die Sprache. — [17]) Jonas, Erläuterungen zu Schillers Jugendgedichten, S. 159. — [18]) Schiller, Die Räuber, IV, 4.

in ihr erst fühlt er dankbar, daß Gottes Wesen nur Liebe sei, daß er allen Sündern vergebe, daß keine Hölle mehr sei, daß die Liebe in alle Ewigkeit alle Menschen zur Glückseligkeit führen müsse.

Auch äußerlich war Schiller nicht kirchlich. Als er in Weimar noch einmal wieder den Gottesdienst besucht hatte, um Herder zu hören, schrieb er an Körner: „Herders Predigt hat mir besser als jede andere, die ich in meinem Leben zu hören bekommen habe, gefallen — aber ich muß Dir aufrichtig gestehen, daß mir überhaupt keine Predigt gefällt. Das Publikum, zu welchem ein Prediger spricht, ist viel zu bunt und zu ungleich, als daß seine Manier eine allgemein befriedigende Einheit haben könnte, und er darf den schwächlichen Teil nicht ignorieren, wie der Schriftsteller. Was kommt also heraus? Entweder er gibt dem Menschen von Sinn Alltagswahrheiten oder Mystik zu hören, weil er dem blödsinnigen opfern muß — oder er muß diesen skandalisieren und verwirren, um den ersten zu unterhalten. Eine Predigt ist für den gemeinen Mann — der Mann von Geist, der ihr das Wort spricht, ist ein beschränkter Kopf, ein Phantast oder ein Heuchler."[19])

Den wahrhaften Körner konnte auch dieser letzte Trumpf nicht abschrecken, dem übereilten Worte des Freundes hier auf das entschiedenste zu widersprechen. Sicherlich gilt für den Prediger in gleicher Weise, was Schiller von dem echten Volksdichter rühmt, daß er die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung

[19]) Briefe Nr. 209.

bringen, Kopf, Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft im harmonischen Bund beschäftigen und, bei aller Vereinzelung und getrennten Wirksamkeit unserer Geisteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte notwendig macht, gleichsam den ganzen Menschen wieder in uns herstellen könne.[20]) Gewiß werden wahre Volksdichter, wie wahre Volksprediger zu allen Zeiten selten sein, aber gerade beim Lesen Schillerscher Schriften habe ich oft im stillen erwogen, in wie hohem Maße er es verstanden haben würde, gewaltig zu predigen, wenn der Lieblingswunsch seiner Kinderjahre ihm gewährt worden wäre, ein Geistlicher zu werden. Denn durch seine Schriften weht der Schwung des gottbegeisterten Redners mehr als durch die Werke irgend eines andern deutschen Dichters, und sein hohes Pathos und die unzähligen bewußten oder unbewußten Anklänge seiner Sprache an die Sprache der Bibel sind dem Tone der Predigt verwandt. Und trotz seiner Unkirchlichkeit, die ich nicht verschleiert habe, die aber in Wahrheit gar kein Gegensatz zur Religiosität ist, war er im tiefsten Grunde des Herzens eine hervorragend religiöse Natur, voll wahrer Demut vor dem erhabenen Gott, voll innigster Liebe zu seinen Mitmenschen und voll unablässigen Eifers, in sich selber das Göttliche darzustellen und dem Vollkommenen nachzujagen. Sein wahrhaft frommes Streben war darauf gerichtet, die Gottheit in seinen Willen aufzunehmen[21]) und sich dem Gotte, den er meinte, zu

[20]) Schiller, Über Bürgers Gedichte. — [21]) Schiller, Das Ideal und das Leben.

nähern.[22]) Und diesem Ziele ist er, soweit Menschen richten können, so nahe gekommen, wie wenige Sterbliche.

Die Freiheit des Geistes, der Vernunft, scheint ihm das eigentliche Wahrzeichen des Menschen zu sein, sie galt ihm als das größte Geschenk Gottes an die Menschheit und zugleich als das Siegel der Erhabenheit der göttlichen Schöpfung:

„Sehen Sie sich um
In seiner herrlichen Natur! Auf Freiheit
Ist sie gegründet — und wie reich
Ist sie durch Freiheit!“ [23])

In der Abhandlung über das Erhabene heißt es: „Die Freiheit in allen ihren moralischen Widersprüchen und physischen Übeln ist für edle Gemüter ein unendlich interessanteres Schauspiel als Wohlstand und Ordnung ohne Freiheit, wo die Schafe geduldig dem Hirten folgen und der selbstherrschende Wille sich zum dienstbaren Glied eines Uhrwerks herabsetzt. Das letzte macht den Menschen bloß zu einem geistreichen Produkt oder glücklichen Bürger der Natur; die Freiheit macht ihn zum Bürger und Mitherrscher eines höheren Systems, wo es unendlich ehrenvoller ist, den untersten Platz einzunehmen, als in der physischen Ordnung den Reigen anzuführen.“[24])

Und eben weil die Liebe auf der Freiheit ruht und nur freie Hingabe ist, stand ihm die christliche

---

[22]) Schiller, philosophische Briefe (Gott). — [23]) Schiller, Don Carlos, III, 10. — [24]) Schiller, Über das Erhabene.

Religion, die Religion der Liebe, hoch über allen andern Religionen: „Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir nur deswegen so niedrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Hält man sich an den eigentlichen Charakter des Christentums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts anderem als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kantschen Imperativs, an dessen Stelle das Christentum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit, oder der Menschwerdung des Heiligen, und in diesem Sinn die einzige ästhetische Religion."[25])

Es drängt sich mir die Frage auf, ob nicht die christliche Kirche wohl daran getan hätte und wohl daran täte, diese Auffassung der christlichen Religion zu der ihrigen zu machen und anstatt den Glauben an eine Lehre als Maßstab zu nehmen, die freie Neigung zur Nachfolge Christi, die schöne Sittlichkeit als Kennzeichen des wahren Christen anzuerkennen. Schiller war mit Lessing der Ansicht, daß Ergebenheit in Gott von unserm Wähnen über Gott so ganz und gar nicht abhänge.[26]) Er war ein Christ wie kaum ein besserer Christ gewesen ist, nur daß er zu seinem Christentum durch sein Gefühl für das Sittlich-Schöne, und nicht durch die Kirchenlehre geführt worden ist.

---

25) Briefe Nr. 891. — 26) Schiller, Was wirkt die Bühne.

Die Bibel hat zuerst die Gefühle für das Erhabene und für die Liebe zum Guten in ihm erweckt, und dauernd hat er sie mit Ehrfurcht angesehen, wenigstens in den Abschnitten, wo sie naiv ist.[27]) Seine Gesinnung wie seine Sprache sind von der Bibel bis in die tiefsten Tiefen beeinflußt worden. Theologischen Problemen nachzugrübeln, lag ihm fern: „Religionsgegenstände überhaupt," ließ er, wohl nach seiner eigenen Meinung, den Prinzen in seinem Geisterseher sagen, „seien ihm jederzeit als ein bezaubertes Schloß vorgekommen, in das man nicht ohne Grauen seinen Fuß setze, und man tue weit besser, man gehe mit ehrerbietiger Resignation vorüber, ohne sich der Gefahr auszusetzen, sich in seinen Labyrinthen zu verirren."[28]) Eins aber stand ihm fest:

„Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke.
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist."[29])

Diesen Gott, eben weil er hoch über der Menschen Gedanken webt, zu begreifen, gab er demütig auf, aber er fühlte ihn und strebte darnach, vollkommen zu werden wie er, wenn auch mit der Gewißheit, seine Totalität nie zu erreichen. Nur in der Liebe ihm wenigstens nachzueifern, ist dem Menschen freigegeben, und aus den Banden der Wirklichkeit, aus der Angst des Irdischen in das Reich des Ideales, in das Reich des rein Geistigen

[27]) An Goethe, den 14. April 1797. — [28]) Der Geisterseher, Buch II. — [29]) Schiller, Worte des Glaubens.

zu bringen. Nicht Herr, Herr zu sagen, noch einzelne gute Werke zu tun, sondern in Gott zu leben, zu weben und zu sein, Gott in sich selbst Mensch werden zu lassen, oder den Menschen in sich zu Gott hinaufzuläutern, heißt ihm Religion.

Treffend sagt Schillers Biograph Hoffmeister:

„Viele tragen den größten Teil ihrer Religion im Gedächtnis, im Lehrgebäude, in übernommenen Worten — aber wessen ganzes Leben von Religion durchdrungen und geweiht ist, was braucht der noch all das? — An religiösen Ansichten ist unter uns allenthalben Überfluß, und auch an dem rechten Glauben fehlt es nicht, hier aber haben wir eine religiöse Natur, und zwar im Bunde aller sonstigen Kräfte, und nicht auf Unkosten der Eigentümlichkeit."[30])

Er glaubte außer an Gott an die Freiheit des Menschen, aus sich selbst heraus der Vollkommenheit zustreben zu können, und so ist ihm die Tugend kein leerer Schall. Sie übt in Einfalt ein kindlich Gemüt.[31]) Das Schöne und Wahre ist nicht draußen:

„Da sucht es der Tor,
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor."[32])

Die sittliche Denkart soll nach Schiller dem Menschen zur Natur werden, seine Pflicht soll er aus Wohlgefallen an ihr tun: „Nicht Tugenden, sondern die Tugend ist seine Vorschrift, und Tugend ist nichts anders als eine Neigung zur Pflicht. — Der Mensch darf nicht

[30]) Hoffmeister, Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke, V, 112. — [31]) Schiller, Die Worte des Glaubens. — [32]) Schiller, Die Worte des Wahns.

nur, sondern soll Lust und Pflicht in Verbindung bringen; er soll seiner Vernunft mit Freuden gehorchen."[33])

Dieser geistigen Anmut glaubte Schiller besonders die Frauen fähig, und herrlich hat er sie in seinem Don Carlos in der Person der Königin gezeichnet:

„In angeborner stiller Glorie,
Mit sorgenlosem Leichtsinn, mit des Anstands
Schulmäßiger Berechnung unbekannt,
Gleich ferne von Verwegenheit und Furcht,
Mit festem Heldenschritte wandelt sie
Die schmale Bahn des Schicklichen,
Unwissend, daß sie Anbetung erzwungen,
Wo sie von eignem Beifall nie geträumt."[34])

Die Aufhebung also der Pflicht durch die Neigung gilt Schiller als Religiosität:

„Wird der Empfindungen Streit nie eines Richters bedürfen,
Nie den hellen Verstand trüben das tückische Herz —
O, dann gehe du hin in deiner köstlichen Unschuld!
Dich kann die Wissenschaft nichts lehren. Sie lerne von dir.
Jenes Gesetz, das mit eh'rnem Stab den Sträubenden lenket,
Dir nicht gilt's. Was du tust, was dir gefällt, ist Gesetz.
Und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort:
Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen;
Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut,
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beuget,
Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt."[35])

---

[33]) Schiller, Anmut und Würde. — [34]) Schiller, Don Carlos, II, 15. — [35]) Schiller, Der Genius.

So wirkte Schillers eigene Persönlichkeit auf alle Menschen, die mit ihm in Berührung kamen, wofür ich schon oben viele Zeugnisse erbracht habe, von denen ich nur das des jungen Heinrich Voß hier wiederhole: „Die menschliche Seite war in diesem Göttlichen die göttlichste.“[36]) Und noch ein Wort Karoline von Wolzogens will ich hinzufügen: „Wahrheit und Liebe waren die Religion seines Herzens; Streben nach dem Reinsten auf Erden und nach dem Unendlichen und Ewigen ihr Erzeugnis, das eigentliche Leben seines Geistes, der, obgleich nicht lange auf der Erde weilend, doch in allen für das Höhere empfänglichen Gemütern die Überzeugung zurückließ, wenige seien edler gewesen, wenige haben reicher und nachhaltiger gewirkt, wie er.“[37])

Das letzte Drittel seines Lebens war er dem Leiden, war er dem Tode vertraut, dem er mehr als einmal gefaßt entgegensah. Eine feste Hoffnung auf ein jenseitiges Leben in nachgesprochenen Vorstellungen erleichterte ihm die Todesgedanken nicht. Einen Lohn für seine Leiden hier, oder auch nur eine Ausgleichung zu erwarten, lag ihm fern. Und doch lehnte er den Gedanken nicht ab, daß wir zu etwas Besserem geboren seien[38]) und ein unvergängliches Haus unser warte,[39]) nur eben nicht als Lohn:

„Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß

[36]) Gräf, Schiller und Goethe in Briefen von Heinr. Voß, S. 93. — [37]) Karoline v. Wolzogen, Schillers Leben, 1830, II, 307. — [38]) Schiller, Hoffnung. — [39]) Schiller, Die Worte des Wahns.

Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Los." [40])

Aber nur „als einen Beruhigungsgrund für unsern Trieb nach Fortdauer, also für unsere Sinnlichkeit" [41]) ließ er die Idee der Unsterblichkeit gelten, nur zur Sicherheit nötigten die bekannten Schranken des Menschengeschlechts, seiner Meinung nach, selbst den rigidesten Ethiker, das Wohl des Menschengeschlechts noch an den beiden starken Ankern der Religion und des Geschmacks zu befestigen. Höher im Reiche der Geister schien ihm doch noch derjenige zu stehen, der weder die Reize der Schönheit noch die Aussichten auf eine Unsterblichkeit nötig hätte, um sich bei allen Vorfällen der Vernunft gemäß zu betragen. [42]) „Der Tod, sagte er zu Karoline von Wolzogen, kann kein Übel sein, da er etwas Allgemeines ist." Und der Allgemeinheit, der Allheit, dem Ganzen des großen Weltplans Gottes anzugehören und zu dienen, war ihm der eigentliche Zweck des Lebens. Das Edle, das Treffliche, rankt sich mit seinen Taten an das Leben an, [43]) und so ist „jedem Verdienst eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgetan, zu der wahren Unsterblichkeit, wo die Tat lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte." [44]) Und so wollte er unsterblich leben als ein Glied im großen, unendlichen Ganzen:

---

[40]) Schiller, Das Lied von der Glocke. — [41]) Schiller, Vom Erhabenen. — [42]) Schiller, Über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten. — [43]) Schiller, Huldigung der Künste. — [44]) Schiller, Warum und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte.

„Vor dem Tode erschrickst du? Du wünschest unsterblich zu leben?
Leb im Ganzen! Wenn du lange dahin bist, es bleibt.“ [45])

Als Friedrich von Stolberg in seiner starren Orthodoxie Schillers Götter Griechenlands mißverstanden und den Dichter zu einem Gottesleugner gestempelt hatte, war Schiller empfindlich bewegt. Nie hat er dem Stolbergschen Angriff eine Berechtigung zuerkannt, aber wie er mit den Jahren immer duldsamer und milder wurde, überarbeitete und tilgte er bei der Sammlung seiner Gedichte die schroffen Stellen des Gedichts, um das Heilige in keinem Menschenherzen zu verletzen.

Ebenso wenig aber wie mit der Orthodoxie konnte er mit der nüchternen, verstandesmäßigen Aufklärung sympathisieren. Sie schien ihm die Religion, die ihren Ursprung im Gefühl, und nicht im Verstande hat, zu vernüchtern und zu ertöten. Daher wünschte er, daß der Gottesdienst durch die Kunst, durch die Musik, wieder vergeistigt werde: „Berlin hat in den dunkeln Zeiten des Aberglaubens zuerst die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet; dies war damals ein Ruhm und ein Bedürfnis. Jetzt, in Zeiten des Unglaubens, ist ein anderer Ruhm zu erlangen, ohne den ersten einzubüßen. Es gebe nun auch die Wärme zu dem Lichte und veredle den Protestantismus, dessen Metropole es zu sein bestimmt ist.“[46])

Von solcher religiösen Freiheit und Wärme aber sind Schillers Schriften voll und übervoll. Alles Wirkliche, Vergängliche weiß er in das Ideale zu erheben,

---

[45]) Schiller, Tod und Unsterblichkeit. — [46]) Briefe Nr. 1987.

zu vergeistigen und zu verklären, und ob er selbst auch allem Mysticismus fern stand, wußte er doch, wo er das Mystische der Religion, wo er die Wunder und Sakramente erwähnt und darstellt, wie vor allem in der Jungfrau von Orleans und in der Maria Stuart, dem Heiligen eine unübertreffliche Würde und Weihe zu geben. So hoch hat er die sittlichen Ziele der Menschheit gestellt, daß alles Gemeine hinter ihm bleibt und er nur auf der Menschheit Höhen wohnt. Und so hebt er seine Hörer und Leser von dem Gemeinen stets ins Geistige und ins Göttliche hinauf. Goethe erinnerte er an Christus und an den Sämann, der ausging zu säen.[47])

Was er von der Glocke gerühmt hat, erfüllen uns auch seine Dichtungen. Sie leihen, wie eine Stimme von oben, nur ewigen und ernsten Dingen Ausdruck, begleiten mit dem gewaltigen Schwunge ihrer Klänge des Lebens wechselvolles Spiel und lehren uns, daß nichts bestehe, daß alles Irdische verhallt; und alle seine Schriften quollen hervor

„Aus jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.“[48])

---

[47]) Goethe an Zelter, 9. Nov. 1830. — [48]) Goethe, Epilog zu Schillers Glocke.

„Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born."
(Schiller, Das Ideal und das Leben.)

8. Arbeitsweise.

Das eigentliche Kennzeichen der Art, wie Schiller arbeitete, hat Humboldt treffend in den Worten geschildert: „Was seinen Geist anzog, beschäftigte ihn immer ausschließlich und ganz."[1] Man findet in seinen Werken kaum etwas Mattes oder Mittelmäßiges,[2] jedes begleitete er in der Arbeit selbst mit der strengsten Selbstkritik. Erlahmte je, nachdem er schon Teile seiner Arbeit veröffentlicht hatte, seine innere Teilnahme, wie am Menschenfeind und Geisterseher, so brach er sie entschlossen ab, mochten auch äußere Vorteile noch so verlockend für eine Fortsetzung sprechen. In jede Arbeit legte er seine volle Seele. Nicht das Stoffliche gab ihr den Reiz für ihn, auch nicht bei einer wissenschaftlichen Arbeit, sondern nur die Art der Behandlung, nur das, was er aus den Tiefen seines eigenen Geistes hineinlegen konnte. Er verwahrt sich Fichte gegenüber dagegen, als Lehrer oder Gelehrter eingeschätzt zu werden; dazu habe ihn weder die Natur berufen, noch sein Bildungsgang qualifiziert. Seine Schriften sollten einzig und allein

---

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt. Cotta 1830, S. 73. — [2] Ebenda S. 30.

ästhetischen Wert erhalten: „Meine beständige Tendenz ist, neben der Untersuchung selbst das Ensemble der Gemütskräfte zu beschäftigen und so viel als möglich auf alle zugleich zu wirken. Ich will also nicht bloß meine Gedanken dem andern deutlich machen, sondern ihm zugleich meine ganze Seele übergeben und auch auf seine sinnlichen Kräfte wie auf seine geistigen wirken."[3])

Wenn er dichtete, war sein ganzes Innere in Leidenschaft und Aufruhr. Petersen erzählt, daß Schiller seine Gedanken unter Stampfen, Schnauben und Brausen zu Papier gebracht habe. Als er einmal am Krankenbett gesessen, um den Leidenden zu beobachten, soll er dichtend in solche Erregungen und Zuckungen geraten sein, daß der Kranke fürchtete, sein Arzt sei in Tobsucht verfallen.[4])

Verstärkt wurden seine Affekte durch das Anhören trauriger oder lebhafter Musik. Schon bei dem Klavierspiel der Frau Hauptmann Vischer in Stuttgart war er in Ekstase geraten, und in Oggersheim bat er während der Arbeit an Kabale und Liebe fast täglich seinen Freund Streicher, mit eintretender Dämmerung Klavier zu spielen, und dann ging der Dichter stundenlang im Zimmer, das oft nur vom Mondlicht beleuchtet war, auf und ab und brach nicht selten in unverständliche, begeisterte Laute aus.[5]) Als er später die erste Nacht in Körners Sommerhause zu Loschwitz geschlafen hatte,

---

[3]) Briefe Nr. 887. — [4]) Weltrich, Friedr. Schiller, I, S. 287. — [5]) Streicher, Schillers Flucht, Cotta 1836, S. 121.

schrieb er dem Freunde Huber: „Heute beim Erwachen hörte ich über mir auf dem Klavier spielen. Du glaubst nicht, wie mich das belebte.“[6]) Seine Gattin nahm noch nach der Hochzeit wieder Klavierstunden, weil er es gern hatte, wenn sie, während er in seiner Arbeitsstube auf- und abging und sich seiner dichterischen Stimmung überließ, in der Nebenstube spielte. „Das Lied von Gluck: „Einen Bach, der fließt“, brachte ihm immer die angenehmsten Phantasien zu.“[7]) Noch wenige Wochen vor seinem Tode ergriff ihn der Gesang der Arie Zingarellis aus Romeo und Julia: ombra adorata aspetta auf das tiefste.[8]) Schiller dichtete in seinen späteren Jahren[9]) nur in seinem Zimmer, das wenig gelüftet wurde, und aus einer Schublade in seinem Schreibtisch drang ein starker Geruch von faulen Äpfeln, ohne den er nicht leben und arbeiten mochte, der aber Goethe, als er einst an Schillers Schreibtisch den Freund erwartete, fast einer Ohnmacht nahe brachte.[10])

Im entschiedenen Gegensatz zu Goethe liebte es Schiller, während des Entstehens seiner Arbeiten den Stoff und seine Behandlung mit Freunden durchzusprechen, und Bruchstücke seiner Dichtungen gleich nach dem Entstehen ihnen vorzulesen, um ihren Eindruck auf sie zu beobachten. „Es war nicht Schillers Sache,“ erzählte später Goethe, „mit einer gewissen Bewußtlosigkeit und gleichsam instinktmäßig zu verfahren, vielmehr mußte

[6]) Briefe Nr. 139. — [7]) Caroline v. Wolzogen, Schillers Leben, Cotta 1830, II, 71. — [8]) Ebenda II, 273. — [9]) Schillers Flucht, Cotta 1836, S. 108. — [10]) Eckermann, Gespräche mit Goethe, den 27. Oktober 1827.

er über jedes, was er tat, reflektieren; woher es auch kam, daß er über seine poetischen Vorsätze nicht unterlassen konnte, sehr viel hin und her zu reden, so daß er alle seine späteren Stücke Szene für Szene mit mir durchgesprochen hat."[11]) Die Kritik seiner Schriften förderte ihn in der Arbeit und hemmte ihn höchstens in Zeiten krankhafter Verstimmung. Nach einem Gespräch mit Wieland über „die Künstler" warf er das ganze Gedicht durcheinander, hielt ein „jüngstes Gericht" zum Verwundern darüber, strich vieles fort und dichtete „eine ganze Kette neuer Strophen hinzu.[12]) Durch Goethe ließ er sich mehrfach zu eingehenderer Motivierung veranlassen und änderte zum Beispiel die Kraniche des Ibykus wesentlich ab. Seine bedeutenderen Gedichte und seine Dramen wanderten meist im Manuskript von Goethe zu Körner und Humboldt, und gern verglich er ihre Urteile miteinander und beachtete auch sorgsam jede kleine Ausstellung an einzelnen Worten oder am Metrum. Ja trotz seiner Abneigung gegen den Philologen Böttiger übersandte er auch ihm die Kraniche des Ibykus in der Handschrift, um von ihm zu erfahren, ob er sich auch keines Verstoßes gegen altgriechische Gebräuche schuldig gemacht habe.[13]) Immer strebte er, jeder seiner Dichtung die möglichste Vollendung zu geben und hatte, wie Goethe von ihm sagte, „keine Ruhe und konnte nie fertig werden."[14]) Wie hat er die Xenien erst hin und her geschoben, bis er die rechte Anordnung fand, wie

[11]) Eckermann, d. 14. Nov. 1823. — [12]) Briefe Nr. 379. — [13]) Briefe Nr. 1247. — [14]) Eckermann, d. 23. März 1829.

hat er im brieflichen Gedankenaustausch mit Körner die Grundgedanken für seine Briefe über die ästhetische Erziehung entwickelt und ausgestaltet, wie lange hin und her erwogen, bis er in der Dreiteilung seines Wallensteins endlich die Form fand, die dem Reichtum des Inhalts den Raum bot. Und gerade im Gespräch oder in den Briefen mit den Freunden gewann er selbst erst die rechte Klarheit, erwog alle Einwürfe und nutzte, was seinem Wesen gemäß war. Das war bei Goethe anders, der bei Schillers freundschaftlicher Beurteilung seines Wilhelm Meister, so sehr er ihre Bedeutung anerkannte, „nur immer zu tun hatte, daß er feststand."[15]) Schiller aber geriet durch Einwürfe und Widerspruch nie in Gefahr, sich aus seiner Bahn drängen zu lassen. Wunderbar geistvoll hat das wieder Wilhelm von Humboldt ausgeführt: „Es lag in Schillers Eigentümlichkeit, von einem großen Geiste neben sich nie in dessen Kreis herübergezogen, dagegen in dem eigenen, selbstgeschaffenen durch einen solchen Einfluß auf das mächtigste angeregt zu werden, und man kann wohl zweifelhaft bleiben, ob man dies in ihm mehr als Größe des Geistes oder als tiefe Schönheit des Charakters bewundern soll. Sich fremder Individualität nicht unterzuordnen, ist Eigenschaft jeder größeren Geisteskraft, jedes stärkeren Gemüts, aber die fremde Individualität ganz, als verschieden, zu durchschauen, vollkommen zu würdigen, und aus dieser bewundernden Anschauung die Kraft zu schöpfen, die eigene nur noch entschiedener und richtiger ihrem Ziele

[15]) Eckermann, den 18. Januar 1825.

zuzuwenden, gehört wenigen an und war in Schiller hervorstechender Charakterzug. Allerdings ist ein solches Verhältnis nur unter verwandten Geistern möglich, deren divergierende Bahnen in einem höherliegenden Punkte zusammentreffen, aber es setzt von seiten der Intellektualität die klare Erkenntnis dieses Punktes, von seiten des Charakters voraus, daß die Rücksicht auf die Person gänzlich zurückbleibe hinter dem Interesse an der Sache. Nur unter dieser Bedingung gehen Bescheidenheit und Selbstgefühl, wie es die Bestimmung ihres idealischen Zusammenwirkens ist, wahrhaft in Unbefangenheit über."[16])

Nie hat jemand strengere Forderungen an sich gestellt als Schiller; und alle seine Werke kennzeichnet der Ernst und die Liebe, mit denen sie ausgeführt sind. In jedes suchte er das Große seiner eigenen, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufgeläuterten Individualität zu legen.[17]) Jene hohe Auffassung der Kunst, die seinem Freunde Körner erst spät klar wurde: „daß Kunst nichts anderes ist als das Mittel, wodurch eine Seele besserer Art sich andern versinnlicht, sie zu sich emporhebt, den Keim des Großen und Guten in ihnen erweckt, kurz alles veredelt, was sich ihr nähert,"[18]) — erfüllte Schillers Seele von früh auf. Er selbst hat später seine ersten Dichtungen streng verurteilt. Aber mit Recht sagt Wilhelm von Humboldt[19]): „Seine hohe,

[16]) Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm v. Humboldt. (Vorerinnerung). Cotta 1830, S. 51. — [17]) Über Bürgers Gedichte. — [18]) Brief Körners an Schiller vom 8. Mai 1785. — [19]) Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt, S. 31.

reine, nach Totalität strebende Ansicht der menschlichen Natur und des Lebens spricht auch aus jenen Produktionen Das in ihnen Verletzende bedurfte nur einer künstlerischen Berichtigung, entsprang nur aus mißverstandenen Begriffen von poetischer Wahrheit, aus noch nicht hinlänglich gefühlter Notwendigkeit der Unterordnung der Teile unter die Einheit des Ganzen, dann im einzelnen aus nicht gehörig geläutertem Geschmack." Aber von der Würde der Kunst und von dem erhabenen Beruf der Künstler, der Menschheit Würde zu bewahren, die eben auf der Würde der Künstler selbst beruht, hat er von seinem ersten Gedicht bis zum letzten Federstriche gleich hoch gedacht, und es war der erste große Schmerz seines Gemüts, daß ihn Freunde so verkennen konnten, als ob er nur aus der Sucht zu glänzen dem Dichter Klopstock nachempfinde und künstlich Empfindungen gewissermaßen nur erheuchele, ohne sie selbst im Herzen zu tragen. Tief gekränkt und empört entgegnet er ihnen: „Freilich habe ich Klopstock viel zu danken, aber es hat sich tief in meine Seele gesenkt und ist zu meinem nahen Gefühl geworden, Eigentum worden, was wahr ist, was mich trösten kann im Tode."[20])

Gewiß hat Schiller seiner ganzen sentimentalischen Richtung nach dem Gedanken, der Reflexion in seinen Dichtungen mehr Bedeutung beigelegt und, wenn man den Ausdruck gestatten will, sie mehr erarbeitet als zum Beispiel Goethe, dem sie wie reife Früchte in den Schoß fielen. Aber Schillers Gedichte sind darum wahrlich

---

[20]) Schillers Briefe Nr. 2 und 3.

nicht minder wahr und nicht minder groß. Mit ehrwürdigem Ernst hat er während des Dichtens des Fleißes Nerve gespannt, und der Gedanke in ihm hat beharrlich gerungen, sich das Element, die Sprache, zu unterwerfen; erst nach hartem Geisteskampfe drang er siegreich in der Schönheit Sphäre. Dann aber blieb auch im Staube die Schwere mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück; und nun stand, nicht der Masse qualvoll abgerungen, sondern schlank und leicht, wie aus dem Nichts entsprungen, das Bild vor dem entzückten Blick.[21])

Im Briefe vom 31. August 1794 an Goethe schrieb er: „Erwarten Sie bei mir keinen großen materialen Reichtum von Ideen; dies ist, was ich bei Ihnen finden werde. Mein Bedürfnis ist, aus wenigem viel zu machen. — Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte." Das Geständnis ist wahr und nicht etwa nur der Bescheidenheit entsprungen. Gegenüber Goethes gewaltigem Erfahrungskreise war Schillers Wissen und Erfahrung nur beschränkt. Aber um so größer war seine Einbildungskraft, seine Phantasie. Ihr entschleierte und entsiegelte sich, „was sich begibt im Himmel und auf Erden, was die Natur tief im Verborgenen schafft."[22]) Nie hatte er das Hochgebirge gesehen, und konnte nach Erzählungen Goethes doch in seinem Wilhelm Tell die Schweiz so

---

[21]) Schiller, Das Ideal und das Leben. — [22]) Schiller, Die Huldigung der Künste.

lebendig darstellen, daß sein Bild manchem Besucher der Schweiz erst das Auge für ihre Großartigkeit geöffnet hat. Als Goethe den Rheinfall besuchte, fand er, daß Schillers Beschreibung eines Strudels „Und es wallet und siedet und brauset und zischt“ sich trefflich legitimiert habe; und doch hatte Schiller nie einen Strudel, nie einen größeren Wasserfall gesehen. Wie fern lag ihm die Welt des Soldatenlebens, oder das wirre Toben eines polnischen Reichstags, oder die burleske Predigtweise eines Kapuziners, und wie lebendig und wie treffend sind sie in Wallensteins Lager und im Demetrius dargestellt. Er kannte die griechische Dichtung nur aus Übersetzungen, aber wie treu hat er den Geist und Sinn des Altertums in sich aufgenommen, und wie wunderbar in die Kraniche des Ibykus, in das Siegesfest, in die Chöre der Braut von Messina, einzelne Züge griechischen Geistes verschmolzen und bei aller Freiheit und Verschiedenheit der Behandlung dennoch sozusagen die antiken Farben getroffen! Zu jedem Drama versenkte er sich durch die Lektüre in die Zeit des behandelten Stoffes und sammelte mit zähem Fleiße bis in kleine Züge und mundartliche Ausdrücke, was irgend dienen konnte, seinem Werke das Gepräge der Zeit und des Ortes, in denen sein Drama spielte, zu verleihen. Und so quellen seine Dichtungen trotz ihres hohen Gedankenfluges und ihrer pathetischen Sprache Leben und Sinnlichkeit. Innen im Herzen spiegelte sich ihm die Welt, und ahnend empfand er im stilleren Selbst die Unendlichkeit der Natur und ihre großen Gesetze klarer und belebender, als sie sich in ihren einzelnen Erscheinungen

dem Auge des Forschers erschloß. Er konnte und mochte sich nicht denken, was er ohne die Muse, ohne die Göttin Phantasie wäre, aber ihm graute, wenn er sah, was ohne sie Hunderte und Tausende sind,[23]) und er fühlte, daß der Dichter der einzige wahre Mensch ist und der beste Philosoph nur eine Karikatur gegen ihn.[24])

Dennoch hat Schiller auch in einem Einzelgebiet der Philosophie, in der Ästhetik Bedeutendes geleistet und ebenso in der Geschichte. Aber es sind diese Wissenschaften auch gerade die, die dem Dichter zunächst stehen. Beide stellen an den Forscher die Anforderung einer gewissen Divinationsgabe. Beide liegen im Reiche des Geschmacks, im Reiche der Freiheit. Soweit sie nur das Wissen, nur die Erfahrung zur Vorbedingung haben, schreckten sie ihn mehr ab, als daß sie ihn anzogen. Er hat trotzdem fleißig gearbeitet, den historischen Stoff zu durchdringen, aber Lust erweckte ihm die historische Arbeit erst, wenn es galt, den gesammelten Stoff aus sich heraus zur Geschichte zu konstruieren.[25]) Und von der Philosophie schrieb er an Humboldt: „Die spekulative Philosophie, wenn sie mich je gehabt hat, hat mich durch ihre hohlen Formeln verscheucht; ich habe auf diesem kahlen Gefilde keine lebendige Quelle und keine Nahrung für mich gefunden; aber die tieferen Grundideen der Idealphilosophie bleiben ein ewiger Schatz, und schon

---

[23]) Schiller, An die Muse. — [24]) Schiller an Goethe, den 7. Jan. 1795. — [25]) Briefwechsel Schillers mit Wilhelm v. Humboldt, Cotta 1830, S. 57.

um ihretwillen muß man sich glücklich preisen, in dieser Zeit gelebt zu haben."[26]) Darin urteilte Goethe ähnlich, wenn er am 19. Dezember 1798 an ihn schrieb: „Übrigens ist mir alles verhaßt, was mich nur belehrt, ohne meine Tätigkeit zu vermehren oder unmittelbar zu beleben." Daraus erklärt sich auch Schillers Abneigung gegen die Mathematik und Astronomie. Ihm war die weite Sternenbühne das erhabenste Bild für die Unendlichkeit, und diese Unendlichkeit nun ausmessen, ins Endliche herabziehen, in Einzelgestirne auflösen zu wollen, erschien ihm Empfindungslosigkeit und Anmaßung zu sein.[27]) So schrieb er das einseitige Urteil von Alexander von Humboldt: „Er ist der nackte, schneidende Verstand, der die Natur, die immer unfaßlich und in allen ihren Punkten ehrwürdig und unergründlich ist, schamlos ausgemessen haben will und mit einer Frechheit, die ich nicht begreife, seine Formeln, die oft nur leere Worte und immer nur enge Begriffe sind, zu ihrem Maßstabe macht. — Er hat keine Einbildungskraft, und so fehlt ihm nach meinem Urteil das notwendigste Vermögen zu seiner Wissenschaft — denn die Natur muß angeschaut und empfunden werden in ihren einzelnsten Erscheinungen wie in ihren höchsten Gesetzen."[28]) Das ist, was er als sentimentaler Dichter mit Rousseau gemein behalten hatte, als er im übrigen sich längst von ihm befreit hatte, daß die Empfindung ihm höher stand als der Verstand.

[26]) Ebenda S. 490. Briefe Nr. 2042. — [27]) Ankündigung der Rheinischen Thalia; Menschliches Wissen; Astronomen; Astronomische Schriften; Empiriker; Die Vielwisser. — [28]) Briefe Nr. 1234.

Ihm galten nur die Menschen viel, die etwas sind, wenig, die nur etwas haben.[29])

Wohl wußte er, daß es auch in der Wissenschaft Reiche und Könige gibt, daß vom geborenen Philosophen[30]) die Wahrheit auch nur gebildet geschaut wird, aber die Mehrzahl der Jünger der Wissenschaft schienen ihm nur Kärrner zu sein. Traf er einmal auf jemanden wie auf Goethe, den die Erfahrung, ihm selber oft unbewußt, zu Ideen leitete, „der Ideen hatte und sie mit Augen sah," dann wußte er wie kein anderer auch den Wert der Erfahrung und des Wissens zu schätzen und „mit großer Teilnahme mit entschiedener Fassungskraft" auch in das ihm sonst fernliegende Gebiet der Erfahrung einzudringen.[31]) Als Goethe ihm einige Winke für eine sinnlich lebhaftere Exposition des Gedichts „Die Kraniche des Ibykus" gegeben hatte, schrieb er: „Es ist mir bei dieser Gelegenheit wieder recht fühlbar, was eine lebendige Erkenntnis und Erfahrung auch beim Erfinden so viel tut. Mir sind die Kraniche nur aus wenigen Gleichnissen, zu denen sie Gelegenheit gaben, bekannt, und dieser Mangel einer lebendigen Anschauung machte mich hier den schönen Gebrauch übersehen, der sich von diesem Naturphänomen machen läßt."

Eine ganz hervorragende Begabung hatte er für die Kritik, die ihm bei der Redaktion der von ihm herausgegebenen Zeitschriften und Almanache trefflich zu statten

---

[29]) Schiller, Das Werte und das Würdige. — [30]) Schiller, Wissenschaftliches Genie. — [31]) Goethe, Erste Begegnung mit Schiller. Hempelsche Ausgabe XXVII, 1, S. 311.

kam. Gern ermunterte er aufstrebende Talente, aber der Mittelmäßigkeit und Flachheit gegenüber verhielt er sich ablehnend. Vor allem besaß er die Kunst des Streichens. „Man muß ein alter Praktikus sein," sagte Goethe einmal lachend zu Eckermann,[32]) „um das Streichen zu verstehen. Schiller war hierin besonders groß. Ich sah ihn einmal bei Gelegenheit seines Musenalmanachs ein pompöses Gedicht von zweiundzwanzig Strophen auf sieben reduzieren, und zwar hatte das Gedicht durch diese furchtbare Operation keineswegs verloren, vielmehr enthielten diese sieben Strophen noch alle guten und wirksamen Gedanken jener zweiundzwanzig." Am strengsten aber war er darin seinen eigenen Gedichten gegenüber. Nach einem Gespräche mit Wieland über sein noch der letzten Feile harrendes Gedicht „Die Künstler" warf er es entschlossen, wie schon oben erwähnt wurde, durcheinander: „Du wirst Dich über das jüngste Gericht wundern, das darüber gehalten worden ist,"[33]) schrieb er an Körner. Bei der Sammlung seiner Gedichte unterzog er die aus der früheren Zeit einer scharfen Sichtung und Bearbeitung und kürzte schonungslos. Die neue Fassung der Götter Griechenlands zählte statt der fünfundzwanzig Strophen der älteren nur sechzehn Strophen. Von den vierzehn Strophen des Gedichts Rousseau verwarf er zwölf, und den Überarbeitungen des Dramas Don Carlos fielen, wie Bellermann ausgerechnet hat, zweitausendundfünf Verse zum Opfer,

---

[32]) Eckermann, Gespräch mit Goethe, den 5. April 1830. — [33]) Am 25. Febr. 1789. Briefe Nr. 379.

das heißt beinahe so viel Verse als Goethes Iphigenie zählt.[34])

Leider besitzen wir von keiner seiner vollendeten Dichtungen oder Prosaschriften die vollständigen Vorarbeiten. Nur zum Wilhelm Tell und Don Carlos haben sich geringe Bruchstücke davon erhalten. Aber auch die Vorarbeiten zu den unvollendeten Dichtungen zeugen genugsam von dem Ernst und Fleiß und Geschick, womit er jede Arbeit anfaßte und gestaltete. Da finden wir erst sorgsame Auszüge aus seiner Lektüre, die dem Ort und der Zeit der Handlung des geplanten Dramas lebendige Farben geben könnten. Dann sucht er scharf die eigentliche Idee des Dramas zu fassen, das Ziel der Handlung, den Punkt, auf den alle Akte und Szenen zulaufen müssen. Sodann charakterisiert er die einzelnen Personen des Dramas. Schwerer aber wird ihm, den Punkt zu finden, der zwischen dem Aufbau der Handlung und der Katastrophe den „Gipfel der Handlung" bezeichnet, das punctum saliens, auf das „das höchste Licht der Darstellung fällt:" „Bis dahin ist alles Streben und Hoffnung, von da an beginnt die Furcht und das Unglück."[35]) Es ist eigentlich nicht der Gipfel, sondern der erste Schritt des Helden über den Gipfel des selbständigen Handelns hinab auf den jäh abstürzenden Weg zur Katastrophe, auf dem er weder Halt machen noch hemmen kann, wo

[34]) Ludwig Bellermann, Schillers Dramen. Weidmannsche Buchhandlung, 2. Auflage, I, 294. — [35]) Demetrius, Schillers Werke, herausgegeben von Bellermann, X, S. 332. Vgl. An Körner, den 13. Mai 1801. An Goethe, den 22. Okt. 1799.

das Schicksal, das er sich durch seine Taten geflochten hat, ihn dem unvermeidlichen Untergange entgegenreißt! Es ist „die dramatische Tat, auf welche die Handlung zueilt, und durch die sie gelöst wird.“[36]) Glaubte er diese gefunden zu haben, dann suchte er oft in vielfachen Entwürfen den Stoff der Handlung nach Akten und Szenen zu disponieren und zu gliedern, dann einzelne Szenen in Prosa zu skizzieren, oder, wenn der Gegenstand ihn dahinriß, auch wohl gleich in Versen, wenn auch zunächst mit Lücken, darzustellen. Wie gut kannte Körner ihn und die Art seiner künstlerischen Produktion, wenn er an Schiller schrieb, „daß man zum Arbeiten nur durch das Gelingen begeistert wird. Der Stoff mag noch so interessant sein, man wird ihn lange mit sich herumtragen, ihn idealisieren, aber vielleicht nie etwas hervorbringen, wenn nicht irgend ein Teil des Ganzen oder eine Eigenheit der Form gleichsam von selbst gelungen ist. Alsdann hofft man einen ähnlichen Erfolg von dem Ganzen, und das macht Mut.“[37]) Ich will nicht sagen, daß Körners Behauptung für alle Dichter Gültigkeit hat, aber bei Schiller war es tatsächlich so, daß eine Gestalt, eine Situation, eine Szene, die lebendig vor seiner Seele stand, deren Gelingen wenigstens in Gedanken ihm schon gesichert erschien, ihn zur Ausarbeitung eines ganzen Dramas drängte und bei der Arbeit ermutigte. Einzelne Gedanken, einzelne Seiten eines Stoffes ergriffen ihn so mächtig, daß er um ihretwillen

---

36) An Schiller, den 13. Mai 1801. — 37) An Schiller, den 4. Juni 1792.

eigentlich erst das Ganze zum Gegenstande künstlerischer Darstellung wählte. So schrieb er an Körner am 25. Mai 1792: „Oft widerfährt es mir, daß ich mich der Entstehungsart meiner Produkte, auch der gelungensten, schäme. Man sagt gewöhnlich, daß der Dichter seines Gegenstandes voll sein müsse, wenn er schreibe. Mich kann oft eine einzige, und nicht immer eine wichtige Seite des Gegenstandes einladen, ihn zu bearbeiten, und erst unter der Arbeit selbst entwickelt sich Idee aus Idee. Was mich antrieb, die Künstler zu machen, ist gerade weggestrichen, als sie fertig waren. So war's beim Carlos selbst. Mit Wallenstein scheint es etwas besser zu gehen; hier war die Hauptidee auch die Aufforderung zum Stücke. Wie ist es aber nun möglich, daß bei einem so unpoetischen Verfahren doch etwas Vortreffliches entsteht. Ich glaube, es ist nicht immer die lebhafte Idee des Stoffes, sondern oft nur ein Bedürfnis nach Stoff, ein unbestimmter Drang nach Ergießung strebender Gefühle, was Werke der Begeisterung erzeugt. Das Musikalische eines Gedichts schwebt mir weit öfter vor der Seele, wenn ich mich hinsetze, es zu machen, als der klare Begriff vom Inhalt, über den ich oft kaum mit mir einig bin."[38])

Ähnlich schrieb er auch an Goethe am 18. März 1796 während der Vorarbeiten zum Wallenstein: „Die Zurüstungen zu einem so verwickelten Ganzen, wie ein Drama ist, setzen das Gemüt doch in eine ganz sonderbare Bewegung. Schon die allererste Operation, eine gewisse

---

[38]) Briefe Nr. 608.

Methode für das Geschäft zu suchen, um nicht zwecklos herumzutappen, ist keine Kleinigkeit. Jetzt bin ich erst an dem Knochengebäude, und ich finde, daß von diesem, ebenso wie in der menschlichen Struktur, auch in dieser dramatischen alles abhängt. Ich möchte wissen, wie Sie in solchen Fällen zu Werk gegangen sind. Bei mir ist die Empfindung anfangs ohne bestimmten und klaren Gegenstand, dieser bildet sich erst später. Eine gewisse musikalische Stimmung geht vorher, und auf diese folgt bei mir erst die poetische Idee."[39])

Die Ausarbeitung der einzelnen Akte und Szenen vollzog sich nicht immer in der Reihenfolge des Aufbaus. Einzelne Szenen oder Teile von ihnen gewannen gleich in der Vorarbeit selbst poetische Form. Das sind mitunter Szenen, denen er um der Schwierigkeit ihrer Gestaltung willen besonders nachgedacht hatte, öfter solche, mehr lyrische Stellen, die jene musikalische Empfindung, von der er in den angeführten Briefen spricht, besonders in ihm erregt hatten. Den Wallenstein gedachte er erst in Prosa zu schreiben, bald aber wurde er zum Verse hingerissen. „Die erste Szene zwischen Max und Thekla," berichtet Wilhelm von Humboldt, „früher ausgearbeitet als die vorangehenden, widerstrebte dem prosaischen Ausdruck; sie war die erste in Versen."[40]) Wir besitzen noch den Entwurf eines lyrischen Gedichtes, gewissermaßen eines Trostliedes für die Deutschen nach ihren politischen Niederlagen gegenüber der fran-

[39]) Briefe Nr. 1021. — [40]) Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm v. Humboldt, Cotta 1830, Vorerinnerung S. 33.

zösischen Republik — Suphan hat es in einer Prachtausgabe in den Schriften der Weimarer Goethe-Gesellschaft „Deutsche Größe" betitelt. Auch hier erkennen wir deutlich die Art der dichterischen Arbeit Schillers. Indem er das „Knochengerüst" in Prosa aufbaut, merkt er sich gleich — und öfters in mehrfacher Fassung — am Rande einzelne poetische Klänge, oder ganze Verse, als Winke für die spätere Ausarbeitung, an. Man sieht förmlich, wie in der Arbeit selbst erst sich Idee aus Idee entwickelt, wie er den rechten, prägnanten Ausdruck für seinen Gedanken suchte, wie es ihm fast den Kopf herumkehrt, Worte zu allem zu finden.[41]) Schon gestalten sich einzelne Partieen zu ganzen Strophen, schon ordnet sich der Stoff und schon entbrennt tatenvoll sein Genius, „das Tote bildend zu beseelen."[42]) Freilich mit diesem Gedichte gelang ihm das nicht, und es ist Fragment geblieben; er mochte wohl fühlen, daß es zu begrifflich blieb, daß der Inhalt sich nicht recht in Bilder fassen lasse, und die ausgeführten Bruchstücke mehr rhetorisch als poetisch seien. So verzichtete er auf die Ausführung mit der ihm gewohnten Strenge gegen seine eigenen Dichtungen. Aber es scheint, als ob die beiden kleinen Gedichte, „Die deutsche Muse" und „Die Antiken zu Paris" aus dem geplanten Gedichte über Deutschlands Größe entsprossen sind.

Neben der wissenschaftlichen und dichterischen Arbeit her ging bis zum Anfang des neuen Jahrhunderts

---

[41]) Goethe, Hans Sachsens poetische Sendung. — [42]) Schiller, Das Ideal und das Leben.

die Arbeit der Redaktion von Zeitschriften und Musenalmanachen, die dem Dichter eine schwere Belastung durch die erforderliche Korrespondenz, durch die Korrekturen, ja hier und da selbst durch Expeditionsarbeiten auferlegte. Erstaunlich ist es, wie die sonst ganz auf das Ideale gerichtete Natur Schillers in diesen Arbeiten praktisches Geschick zeigte, und mit welcher Hingebung er auch solche einmal übernommenen Verpflichtungen erfüllte. Freilich war ihm in manchen Zeiten der Kopf warm von dem, was er noch zu tun und zu leisten hatte, so daß er zu gar keiner Folge in seinen Geschäften kam. Aber die Mannigfaltigkeit zerstreute ihn auch wieder, und er konnte ebenso auch klagen, daß ihm die ausschließliche und anhaltende Arbeit am Wallenstein die ganze Gemächlichkeit seiner Existenz raube und ihn zu keinem ruhigen Empfangen von andern Eindrücken kommen lasse. Wer je geistig gearbeitet hat, der versteht solche wechselnden Empfindungen, das Gefühl der Last und der Lust der Arbeit je nach den Augenblicken des Ringens und Gelingens. „Wie will ich dem Himmel danken," schrieb er Ende Januar 1798, „wenn dieser Wallenstein aus meiner Hand und von meinem Schreibtisch verschwunden ist. Es ist ein Meer auszutrinken, und ich sehe manchmal das Ende nicht."[43]) Dann, als er mit dem Plan, mit der Teilung des Ganzen in drei Stücke sich klar geworden ist, arbeitet er wieder mit Mut, und alle Mühe der Ausfeilung erscheint ihm, wenn auch groß, doch überwindlich: „Gerade diese Notwendigkeit, das Ganze in einem

---

[43]) Briefe Nr. 1304.

kurzen Zeitraum schnell durch den Kopf zu treiben, wird ihm gut tun, und auf das Total einen glücklichen Einfluß üben."[44]) Und als das große Werk nun fertig und von seinem Schreibtisch glücklich verschwunden ist, da tritt der Gegenschlag ein, da verzehrt ihn die Sehnsucht nach einer neuen Arbeit, da sank das ausgespannte Gemüt schnell zusammen, und die Kraft konnte sich nicht sogleich zu einem neuen Gegenstande wenden.[45]) So schrieb er an Goethe nach der Vollendung des Wallensteins: „Ich habe mich schon lange vor dem Augenblick gefürchtet, den ich so sehr wünschte, meines Werkes los zu sein; und in der Tat befinde ich mich bei meiner jetzigen Freiheit schlimmer, als der bisherigen Sklaverei: die Masse, die mich bisher anzog und festhielt, ist nun auf einmal weg, und mir dünkt, als wenn ich bestimmungslos im luftleeren Raume hinge. Zugleich ist mir, als wenn es absolut unmöglich wäre, daß ich wieder etwas hervorbringen könnte; ich werde nicht eher ruhig sein, bis ich meine Gedanken wieder auf einen bestimmten Stoff mit Hoffnung und Neigung gerichtet sehe."[46])

Schiller kannte keinen Endpunkt seines Strebens, rastlos mußte er vorwärts streben und mochte nie ermüdet stille stehen in seinem Drange, die Vollendung zu sehen.[47]) Wenn er nicht sinnen und dichten sollte, so war das Leben ihm kein Leben mehr.[48]) Nur unablässige geistige Beschäftigung vermochte seiner Seele

---

44) Briefe Nr. 1402. — 45) Briefe Nr. 1051. — 46) Briefe Nr. 1444. — 47) Schiller, Sprüche des Konfucius. — 48) Goethes Torquato Tasso, V, 2.

Sturm zu beschwören, und sie hat liebend wie die Freundschaft bis in den Todeskampf bei ihm ausgehalten:

„Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur auf Sandkorn reiht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Stunden, Jahre streicht.“ [49])

Schiller hat das ihm anvertraute Pfund an Zeit auf das fleißigste genutzt, trotz der Krankheit, die in immer erneutem Ansturm seinen Körper erschütterte. Auch ihr rang er noch manche Stunde ab, und mit den Tagen und Stunden der Gesundheit wußte er hauszuhalten, davon sind ihm wenige verloren gegangen. „Die ganze Weisheit des Menschen,“ sagte er einmal, „sollte allein darin bestehen, „jeden Augenblick mit voller Kraft zu ergreifen, ihn so zu benutzen, als wäre es der einzige, letzte.“ [50]) Diese Weisheit hat er sich erworben, hat er stetig geübt, und um ihretwillen pries ihn Wilhelm von Humboldt als den glücklichsten Menschen: „Sie haben das Höchste ergriffen und besitzen Kraft, es festzuhalten.“ [51]) In der eigenen Zucht, in ruheloser Arbeit ist Schiller zu einem sittlichen Heros erstarkt und wohnte und thronte auf der Menschheit Höhen. [52])

---

[49]) Schiller, Die Ideale. — [50]) Zu Christiane v. Wurmb. Karoline v. Wolzogen, Schillers Leben 1830, II, 205. — [51]) Brief an Schiller, den 22. Oktober 1803. — [52]) Schiller, Jungfrau von Orleans, I, 2.

„Untersucht man die Zauberkraft der schönen Diktion, so wird man allemal finden, daß sie in einem glücklichen Verhältnis zwischen äußerer Freiheit und innerer Notwendigkeit enthalten ist."
(Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen.)

9. Sprache und Stil.

Goethe sagte zu Eckermann am 14. April 1824:

„Im ganzen ist der Stil eines Schriftstellers ein treuer Abdruck seines Innern; will jemand einen klaren Stil schreiben, so sei es ihm zuvor klar in seiner Seele, und will jemand einen großartigen Stil schreiben, so habe er einen großartigen Charakter."

Schiller hatte beides: Klarheit in seiner Seele und Charakter. Beide Eigenschaften in Gemeinschaft haben seinem Stil die Eigenart gegeben.

Schon Wilhelm von Humboldt hat angemerkt, daß Schillers Dichten ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellektualität hervorgetreten sei, die alles, ergründend, spalten und alles, verknüpfend, zu einem Ganzen vereinigen möchte.[1]) Darin stand Schiller Lessing nahe, den er an Reichtum der Phantasie und Wärme der Empfindung übertraf. In der Klarheit der Seele traf er wie mit Lessing so auch mit den Alten und mit Goethe zusammen, und seinen Drang zum Erhabenen hatten vornehmlich die Bibel, Klopstock und Haller genährt. Alle

[1]) Briefwechsel Schiller-Humboldt, Vorerinnerung.

diese haben auch auf seinen Stil, seine Sprache sichtlich eingewirkt. Auch die Franzosen, namentlich in seiner Jugend Rousseau und später auch Racine und Corneille, die er vor Ausarbeitung des Don Carlos wiederum mit Eifer las, haben auf seine Gedanken und Empfindung Einfluß geübt, und seinem Stil und seiner Sprache auch die Lebendigkeit in scharfen Antithesen und die tiefen, klangvollen Töne oratorischen Schwunges und oratorischer Pracht übertragen. Er rühmt, daß sich bei Rousseau die eigentlichen Haupteigenschaften des Dichters, das leidenschaftliche Empfinden und die Denkkraft, beide in ungewöhnlich hohem Grade finden, bemängelt aber, daß sie sich nicht wirklich, in rechter Wechselwirkung aufeinander, vereinigt geäußert hätten, und gerade diese Vereinigung kennzeichnet Schillers Dichten und seinen Stil. Sein Denken und Empfinden flossen ganz ineinander, seine Selbsttätigkeit mischte sich ganz in sein Empfinden, seine Empfänglichkeit ganz in sein Denken.[2])

Die mannigfachen Anklänge seiner Sprache an die Bibel und frühere oder gleichzeitige Dichter sind von eifrigen Forschern, wenn auch immer noch nicht vollständig gesammelt worden, hier ist nicht der Raum, sie einzeln aufzuführen; auch sie sind wichtig für die Entwicklung seiner Sprache, aber völligen Aufschluß über sie geben sie nicht; wie er die einzelnen Elemente verknüpft und zu einem ihm allein gehörigen Stile zusammengeschlossen hat, das ist das Problem, auf das hier hingewiesen werden soll, das aber völlig über-

---

[2]) Über naive und sentim. Dichtung.

haupt nicht zu lösen ist und besonders wiederum nicht in dem hier gewährten Raum.

Schillers eigentliche Sphäre ist, wie er das von Klopstock sagt,[3]) immer das Ideenreich, aber er weiß die Ideen viel klarer zu versinnlichen, als dies Klopstock vermochte. In den Beiwörtern der Naturgegenstände ist Goethes Sprache reicher und unübertrefflich urwüchsig. Schillers besondere Gabe war es, Ideen und Abstrakta wunderbar lebendig in Beiwörtern und Bildern zu versinnlichen, und ich glaube, solche Bilder Schillers, in denen er Abstraktes versinnlicht, müßten gesammelt werden, um die Eigenart seiner Sprache anschaulich erkennen zu lassen. Zusammenstellungen wie, um nur einige und nur aus einem Gedichte anzuführen: Sohn der Zeit; Morgentor des Schönen; knechtisches Geleit der Pflichten; Lichtpfad der Kunst; Sonnenbahn der Sittlichkeit; blinde Fessel der Begierde; der leichtschwebende Blick; des Wirkens süße Lust; das Kind der Schönheit; Sklave der Sorge; der Freude Schoß; der Tierheit dumpfe Schranke; der Liebe beßrer Reim; der Ordnung leicht gefaßtes Glied; des Schicksals Rätselfragen; Schönheitswelten; des Elends Traum; Harmonienbach; Harmonienmeer; des Lebens leichter Hauch; hinschmelzender Gedanke; der sanfte Bogen der Notwendigkeit; der holde Traum, der sich lieblich spinnt; der Dichtung muntere Schattenwelt; der schauervolle Chor der Sorgen; der stille Sieg der Zeiten; der junge Tag, der schöne Flüchtling aus dem Osten; der Demut Hülle;

[3]) Ebenda.

der Vollendung Krone; Strom der Schönheit; des Schicksals blinde Macht; der Dichtung Blumenleiter; der Wahrheit Arme; Strahlensitz der höchsten Schöne; — solche Zusammenstellungen und Versinnlichungen, die natürlich Schiller nicht allein eigen sind, treten bei ihm in solcher Menge auf, daß sie durch ihre reiche Zahl seiner Sprache doch ein eigenartiges Schillersches Gepräge geben. Dem Abstrakten einen Körper zu geben,[4]) war Schillers vornehmliche Kunst.

Wunderbar war in Schillers Wesen das Starke und Milde, die Würde und Anmut, leidenschaftliche Tätigkeit und schwärmerische, elegische Empfindung gemischt. Beides drückt sich auch in seinem Stil aus. Rastlos drängt er vor, zum Ziel der Handlung in seinen Dramen, zum Ziel der Untersuchung in seinen philosophischen Arbeiten, zur scharfen Darstellung des eigentlich Entscheidenden, in den Aufsätzen zur Geschichte, und in den Gedichten, namentlich den Balladen, zur Verkörperung der eigentlichen Grundempfindung jedes einzelnen Gedichtes. Mit gleicher Gewalt fesseln den Leser die Klarheit und Erhabenheit der Gedanken und die Wärme der Empfindung. Den Dichter reißt der jedesmalige Gegenstand seiner Arbeit hin, seine Gedanken und Empfindungen, sein volles Herz seinen Mitmenschen zu öffnen, und seine Leser haben oft die Empfindung, die sein König Philipp dem Marquis Posa gegenüber hatte: „er greift in meine Seele." Der hohe Stil ist außer in einigen Jugendwerken

---

[4]) Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen.

nie gekünstelt, er entspricht dem hohen Adel der Gesinnung des Dichters. Nie hatte ein Dichter einen erhabeneren Begriff von der Würde der Dichtkunst.

In der eigenen Rezension seiner Räuber sagt Schiller, der Geist des Dichters scheine sich mehr zum Heroischen und Starken zu neigen als zum Weichen und Niedlichen. Er sei glücklich in vollen, saturierten Empfindungen, gut in jedem höchsten Grade der Leidenschaft und in keinem Mittelweg zu gebrauchen. Das erkennt auch der Rezensent in der Erfurter Gelehrten-Zeitung, Chr. Fr. Timme, begeistert an trotz reichlichen Tadels an Einzelheiten, den sich Schiller für seine Umarbeitung zunutze gemacht hat: „Volle, blühende Sprache, Feuer im Ausdruck und Wortfügung, rascher Ideengang, kühne, fortreißende Phantasie, poetische Deklamationen und eine Neigung, nicht gern einen glänzenden Gedanken zu unterdrücken, sondern alles zu sagen, was gesagt werden kann, alles das charakterisiert den Verfasser als einen jungen Mann, der bei raschem Kreislauf des Bluts und einer fortreißenden Einbildungskraft ein warmes Herz voll Gefühl und Drang für die gute Sache hat. Haben wir je einen deutschen Shakespeare zu erwarten, so ist es dieser." Auch Goethe bezeugte, daß Schiller überall kühn zu Werke ging,[5]) und als Eckermann, nachdem er zum erstenmal die Räuber gesehen, trotz der ihm anstößigen Roheiten des Stücks urteilte: „Bei Schiller spricht doch immer ein grandioser Geist und Charakter," stimmte Goethe lebhaft zu mit

[5]) Zu Eckermann, am 18. Januar 1825.

den Worten: „Das wollte ich meinen. Schiller mochte sich stellen, wie er wollte, er konnte gar nichts machen, was nicht immer bei weitem größer herauskam, als das Beste dieser Neueren.“[6])

Und nun die lebendige, kühn vordringende Behandlung des Stoffes! Wie bestimmt und sicher steigt in allen Dramen die Handlung zu ihrem Höhepunkt auf und eilt dann zur unvermeidlichen Katastrophe herab. Bezeichnend ist für dieses kühne Vorwärtsdringen eine Stelle in seinen Vorarbeiten zum Demetrius: „Weil die Handlung groß und reich ist und eine Welt von Begebenheiten umfaßt, so muß mit einem kühnen Machtschritt auf die höchsten und bedeutungsvollsten Momente hingeschritten werden. Jede Bewegung muß die Handlung um ein merkliches weiterbringen.“ Lebendig führt er mit den ersten Worten und Sätzen seiner Dramen und Gedichte uns gern mitten in den Gegenstand, ja mitten in ein Gespräch hinein: „Aber ist Euch auch wohl?“ — „Nichts mehr, kein Wort mehr! Es ist am Tag.“ — „Einmal für allemal! Der Handel wird ernsthaft.“ — „Die schönen Tage in Aranjuez sind nun zu Ende.“ — „Vater, es wird nicht gut ablaufen.“ — „Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt.“ — „Laß es jetzt gut sein, Seni!“ — „Was macht Ihr, Sir? Welch neue Dreistigkeit?“ — „Ja, liebe Nachbarn! Heute sind wir noch Franzosen.“ — Und ebenso in vielen Gedichten: „Horch, die Glocken hallen dumpf zusammen.“ — „Horch, wie Murmeln des empörten Meeres.“ — „Freund, genüg-

---

[6]) Zu Eckermann, d. 17. Januar 1827.

sam ist der Wesenlenker." — „Träum' ich? Ist mein Auge trüber?" — „Ihr, ihr dort außen in der Welt, die Nasen eingespannt." — „Nein, länger werd' ich diesen Kampf nicht kämpfen." — „Auch ich war in Arkadien geboren." — „Sie kömmt, sie kömmt, des Mittags stolze Flotte." — „Beklagen soll ich dich?" — „Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige." — „So willst du treulos von mir scheiden?" — „Nehmt hin die Welt." — „Weil du liesest in ihr." — „Welches Wunder begibt sich? — „Hör' ich das Pförtchen nicht gehen?" — „Mach auf, Frau Griesbach, ich bin da." — „Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp?" — „Seht, da sitzt er auf der Matte." — „Ritter, treue Schwesterliebe." — „Was rennt das Volk?" — „Wohlauf, Kameraden." — „Auch das Schöne muß sterben." — „So bringet denn die letzte volle Schale." — „Und so finden wir uns wieder." — „Lieben Freunde, es gab schön're Zeiten." — „Wo ich sei, und wo mich hingewendet?" — „Willst du nicht das Lämmlein hüten?"

Naturlich handelt es sich auch hier nur um Zahlunterschiede. Auch bei andern Dichtern fehlt es an solchen belebten Anfangsworten nicht. Ich erinnere an Goethes: „Also das wäre Verbrechen?" — „Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie so einsam gesehen." — „Du siehst mich lächelnd an, Eleonore?" — „Herz, mein Herz, was soll das geben?" — Nur behaupte ich, daß bei Schiller dieses dramatische Hineinspringen mitten in die Situation besonders häufig ist. Und ähnlich verhält es sich mit den wirkungsvollen kurzen Sätzen am Schluß

der Dramen und Gedichte, von denen so viele geflügelte Worte geworden sind: „Dem Manne kann geholfen werden." — „Ich geh' zum Andreas." — „Jetzt euer Gefangener." — „Ich hab' das Meinige getan, tun Sie das Ihre." — „Dem Fürsten Piccolomini." — „Der Lord läßt sich entschuldigen, er ist zu Schiff nach Frankreich." — „Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude." — „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist die Schuld." — „Und frei erklär' ich alle meine Knechte." — „Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht." — „Geh du linkwärts, laß mich rechtswärts gehen." — „Nimmer gibt das Grab zurück." — „Seine Liebe dauert ewig aus." — „Bleicher Henker zittre nicht." — „In einer andern Welt wieder!" — „Und die Armada flog nach allen Winden." — „Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch." — „Den Jüngling bringt keines wieder." — „Und verläßt sie zur selbigen Stunde." — „Und sprach's und schiffte schnell sich ein." — „Mit dem ist Gott und seine Scharen." — „Ich sei, gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde der Dritte." — „Friede sei ihr erst Geläute." — „Und das Schöne blüht nur im Gesang." — „Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten." — „Was sich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie." — „Hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel." — „Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar." — „Und das Dort ist niemals hier." — „Darum laßt uns heute leben." — „Er muß vor seinem Richter stehn."

Besonders aber charakterisieren die Schillersche Sprache die Antithesen, die seine Gedichte und seine

Prosa gleichmäßig durchziehen und oft gleichsam wie das logische Knochengerüst der Sätze erscheinen. Mehrere Gedichte, Hektors Abschied, Brutus und Cäsar, das Ideal und das Leben, Würde der Frauen, die Geschlechter, der Genius und fast die ganze Reihe der Votivtafeln bestehen fast ganz aus Gegensätzen. Lange Dialoge hindurch reiht sich in seinen Dramen eine Antithese an die andere, seine bedeutendsten philosophischen Abhandlungen behandeln Gegensätze und stellen die Anmut der Würde, das Naive dem Sentimentalen, den Realismus dem Idealismus, den Brotgelehrten dem philosophischen Kopf gegenüber, und seine bedeutenden Geschichtswerke behandeln den Kampf um Herrschaft und Freiheit, um irdische Macht und ideale Güter. Klar wird dem Dichter jeder Gegenstand, jede Persönlichkeit, jeder Begriff erst, wenn er sie im Unterschiede von ihrem Gegenbild und ihrem Gegensatz denkt, und Hoffmeister hat darum seine Denkart dualistisch genannt. „Alles bestimmte Denken," sagt er selbst, „beruht auf dem ursprünglichen Akt des Entgegensetzens."[7] Beispiele solcher Entgegenstellungen bietet jede Art der Schriften Schillers, ja fast jedes einzelne Werk in Sätzen oder einzelnen Ausdrücken die Hülle und Fülle, so, um eben nur ein paar anzuführen: „Wenn ich einmal zu fürchten angefangen, hab' ich zu fürchten aufgehört." — „Leider ist die Heimat zur Fremde dir geworden." — „Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht." — „Und er siehet erröten die schöne

---

[7]) Hoffmeister III, 110 ff. Vgl. auch Briefe Nr. 730: „Wir wissen nur, was wir scheiden."

Gestalt und sieht sie erbleichen." — „Laß die Sprache dir sein, was der Körper den Liebenden. Er nur ist's, der die Wesen trennt, und der die Wesen vereint." — „Freudlos in der Freude Fülle." — „Bei aller Beharrung der Person wechselt der Zustand, und bei allem Wechsel des Zustandes beharrt die Person."[8]) — „Das Schöne hat eben das mit dem Guten gemein, worin es von dem Angenehmen abweicht, und geht eben da von dem Guten ab, wo es sich dem Angenehmen nähert."[9]) — „Er blieb auch in der Trunkenheit seines Glückes noch Mensch und noch Christ, aber auch in seiner Andacht noch Held und noch König."[10]) — „Beide geboren, Gesetze zu geben, nicht sie zu empfangen." — „Wallenstein war nichts, wo er nicht alles war."[11]) „Zweifelhaft war der Sieg, gewiß die Arbeit und das Blut, die er dem Überwinder, wie dem Überwundenen kosten mußte."[12]) — „Eine Stunde vorher, glaube ich, hätte mich kein Mensch überredet, daß es noch etwas Schlechteres als mich unter dem Himmel gebe; jetzt fing ich an zu mutmaßen, daß ich vor einer Stunde wohl gar zu beneiden war."[13]) — „Seine Neigungen waren still, aber hartnäckig bis zum Übermaß, seine Wahl langsam und schüchtern, seine Anhänglichkeit warm und ewig. Mitten in einem geräuschvollen Gewühl ging er einsam; in seine Phantasiewelt verschlossen, war er sehr oft ein Fremdling in der wirk-

---

[8]) Ästhetische Briefe, 11. Brief. — [9]) Zerstreute Betrachtungen über ästhetische Gegenstände. — [10]) Dreißigjähriger Krieg, II. Buch. [11]) Dreißigjähriger Krieg, III. Buch. — [12]) Ebenda. — [13]) Verbrecher aus verlorener Ehre.

lichen. Niemand war mehr dazu geboren, sich beherrschen zu lassen, ohne schwach zu sein." — „Nie in meinem Leben sah ich so viele Züge und so wenig Charakter, so viel anlockendes Wohlwollen mit so viel zurückstoßendem Frost in einem Menschenantlitz beisammen wohnen."[14])

Ähnlich sind die Fälle, wo das Attribut im Widerspruch steht zu dem Begriff des durch das Attribut bestimmten Wortes: „Fromme Mordsucht." — „Diesem komisch tragischen Gewühl." — „Diesem faulen, fleißigen Gewimmel, dieser arbeitsvollen Ruh, Bruder, diesem teufelvollen Himmel."[15]) „Stumme Donnersprach." — „Tödlich lieblich sprach aus allen Zügen sein geliebtes, teures Bild mich an."[16]) „Heiliger Barbar."[17]) Wonnevolles Weinen."[18]) „Blutdürstiges Mitleid."[19]) „Heilige Mordsucht."[20]) „Stumme Minensprache." — „Stumme Seufzer."[21]) „Gifttrank dieser Seligkeit."[22])

Der Satzbau Schillers ist klar, fließend und korrekt. Irre ich nicht, so ist auffallend, wie wenige Sätze verhältnismäßig mit Bindewörtern beginnen. Sie eignen sich nicht für Schillers rasch vorwärtsdringenden Stil. Hauptsatz folgt auf Hauptsatz in schneller Folge, der Gedankenzusammenhang gibt die Verbindung. Meist steht am Anfang ein Hauptwort oder Fürwort. Man kann oft viele Seiten durchlesen, auch in den geschichtlichen

---

[14]) Der Geisterseher. — [15]) Elegie auf Wedherlin. — [16]) Kindesmörderin. — [17]) Götter Griechenlands. — [18]) Prolog zum 8. Nov. 1787. — [19]) Die Räuber, V, 2. — [20]) Künstler 80. — [21]) Carlos, Gödeke, V, 1 S. 39 u. 128. — [22]) Die Räuber, IV, 3.

Schriften, ohne am Anfang eines Satzes einem Bindewort, wie als, nachdem, indem, während, da zu begegnen. Er erzählt eigentlich selten, auch in den Briefen nicht, er schildert, urteilt, entwickelt. Goethe hatte am Schluß seiner Anmerkung zu Rameaus Neffen ein Verzeichnis von Eigenschaften gegeben, die man an einem geistvollen Manne bewundert. In seinem letzten Briefe an Goethe schreibt Schiller, er vermisse doch in der Reihe dieser Eigenschaften noch einige Bestimmungen, wie Charakter, Energie, Feuer, „welche gerade das sind, was die Gewalt so vieler Schriftsteller ausmacht und sich keineswegs unter die angeführten subsummieren lassen." Es sind die Haupteigenschaften seines eigenen Wesens und Stils, die er hier genannt hat. Er dachte und schrieb erhaben, energisch und feurig.

„Ich will," schrieb er an Fichte[23]) über seine Schriftstellerei, „nicht bloß meine Gedanken dem andern deutlich machen, sondern ihm zugleich meine ganze Seele übergeben und auf seine sinnlichen Kräfte wie auf seine geistigen wirken." Von einer guten Darstellung, wenn sie ästhetischen Wert haben soll, forderte er Wechselwirkung zwischen Bild und Begriff, keine Abwechslung zwischen beiden.[24]) Diese Forderung erläutert Schiller näher in seiner Abhandlung über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen. Als geistigen Teil bedarf die Rede Bedeutung, begriffliche Beziehungen mehrerer Anschauungen aufeinander und zu einem Ganzen. „Findet

---

[23]) Briefe Nr. 887. — [24]) Briefe Nr. 867, 4. Bruchstück. Vergl. Herder, Suphan, XIII, S. 5.

nun zwischen diesen Begriffen, als dem geistigen Teil der Rede der genaueste Zusammenhang statt, während daß sich die ihnen korrespondierenden Anschauungen, als der sinnliche Teil der Rede, bloß durch ein willkürliches Spiel der Phantasie zusammenzufinden scheinen, so ist das Problem gelöst, und der Verstand wird durch Gesetzmäßigkeit befriedigt, indem der Phantasie durch Gesetzlosigkeit geschmeichelt wird." Und in einem solchen glücklichen Verhältnis zwischen äußerer Freiheit und innerer Notwendigkeit, meinte er, liege die Zauberkraft der schönen Diktion.

Das Vorangegangene hat nun schon gezeigt, daß diese Bedingungen der schönen Diktion in Schillers Schriften vorhanden sind; die klaren Gedanken in der Hülle reizender Bilder; nur möchte ich im folgenden auf das, was man im engeren Sinne die Diktion zu nennen pflegt, auf den sprachlichen Ausdruck, auf die Farbengebung der Bilder noch etwas näher eingehen. In der Jugend malte er zu grell, seine Phantasie war überreizt und auch die Gedanken, wenigstens in seiner Lyrik, sind noch nicht klar und reif. So kommt es, daß die Bilder und Beiwörter nicht überall den Gedanken entsprechen, sie zu übertrumpfen suchen und oft die Schranken der Schönheit überspringen. Solche verschwommenen und übertriebenen Bilder sind zum Beispiel „schwimmende Planeten."[25]) — Über dir mag die Verleumdung geifern, die Verführung ihre Gifte speien, über dich der Pharisäer eifern, manche brüllend

[25]) Melancholie an Laura 27.

dich der Hölle weihn, Gauner durch Apostelmasken schielen usw."[26]) — „Er presse doch nur einen Tropfen Mohn aus seines Perus unerschöpften Schachten."[27]) — So rügte schon Schillers Vater den unschönen Ausdruck in der ersten Bearbeitung des Carlos: „viehische Erziehung", den er später in „knechtische Erziehung"[28]) änderte. Aber daneben finden sich auch in den Jugendwerken schon häufig Bilder von hoher Kraft und Schönheit. Es ist einem beim Lesen seiner Jugendwerke, als werde man in einen Strudel gerissen, wo alles um einen her „wallet und siedet und brauset und zischt, wie wenn Wasser und Feuer sich mengt." Die einfachen Worte scheinen dem Dichter nicht ausreichend, er wiederholt sie zweimal, dreimal, „nimmer, nimmer, nimmer," „Fluch, Fluch, Verderben, Fluch," „o ich blöder, blöder, blöder Tor."[29]) So setzt er drei Worte in eins zusammen: „Vaterlandserde, Vaterlandshimmel, Vaterlandssonne, Vaterlandstäler, Vaterlandserretter, Schauernachtgeflüster, Schreibepultgesetze, Sonnenaufgangsglut, regenbogenfarbig, Lebenslampenschimmer," so steigert er alles bis zum Riesenmaß: Der große Gedanke wird ein Adlergedanke, das Verlangen zum Wutverlangen; der Beherzte zum Löwenherzigen, die Wollust zu Wollustwellen, das Band zum Kettenband, die Sonnenstrahlen zum Strahlenstrom, die Glocken zu Donnerglocken, die Sterne zum Sternenmeer, der Atem zum Flammenwind, das Stille zum

---

[26]) Elegie auf Weckherlin. — [27]) Don Carlos, I, 2. — [28]) Schillers Beziehungen zu Eltern usw., S. 69 und Thalia, I, 130. — [29]) Die Räuber, I, 3; II, 2; III, 117.

Totenstillen, der Mahner zum Presser, der Schmerz zum Höllenschmerz, die Wunde zur Feuerwunde und Höllenwunde usw. Er brütet „Kolosse und Extremitäten" in der Sprache aus. Das mildert sich später, aber der hohe Flug der Gedanken, der hohe Schwung der Sprache erhält sich.

Ich habe den Eindruck, daß seine spätere Sprache mächtig durch Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit beeinflußt worden ist. Die Gedanken sind bei Schiller schärfer und bestimmter, aber der bilderreiche Schmuck, der vollklingende Ton ist der Herderschen Sprache verwandt. Auch Schillers Gegner haben den Schwung seiner Sprache anerkannt, sie tadelten nur, daß auch die Personen niederer Stellung in seinen Dramen in allzu hohen Worten sprächen. Seine Freunde aber schwelgten im Genusse seiner begeisterten, hinreißenden, volltönenden Rede.

Nach der Aufführung der Braut von Messina in Berlin schrieb Iffland: „Die Chöre wurden meisterhaft gesprochen und senkten wie ein Wetter sich über das Land. Gott segne und erhalte Sie und Ihre ewig blühende Jugendfülle." Und als er den ersten Akt des Tells erhalten hatte, da beugt sich wiederum der einstige Rivale, der schon geglaubt hatte, den Gönner spielen zu dürfen, vor der überlegenen Kraft des ihm in der Dichtkunst weit überlegenen Genius und bricht in die innigen Laute der Bewunderung aus: „Ich habe gelesen, verschlungen, meine Kniee gebogen, und mein Herz, meine Tränen, mein jagendes Blut hat Ihrem Geiste, Ihrem Herzen mit Entzücken gehuldigt. — Ich reiche

Hand und Herz Ihrem Genius entgegen. Welch ein Werk! Welche Fülle, Kraft, Blüte und Allgewalt! Gott erhalte Sie! Amen!"[30])

Der volle Klang der Schillerschen Sprache, ihr reicher Glanz, die Fülle der Bilder, die Belebung der Substantive durch Hervorhebung ihrer charakteristischen Eigenschaften ist der Herderschen ähnlich, aber Herder deutete aus, schrieb Vorträge, lehrte schriftlich. Seine Leser galten ihm als seine Schüler, denen er als der Überlegene seine Auffassung über die wissenschaftlichen Fragen mitteilte, die er gerade behandelte. Er suchte seine bereits feststehende Überzeugung den Lesern darzulegen und zu begründen. Anders Schiller. Er ringt noch im Schreiben selbst nach Klarheit über seinen Gegenstand und strebt erst der Lösung des gerade behandelten Problems zu. Seine Schriften tragen vielmehr das Gepräge von Geburten des Augenblicks, von ersten geistvollen Gedanken, wie sie im Gespräche geweckt werden. Er lehrt nicht, er erwägt, er gibt nicht fertige Gedanken, er erzeugt sie selbsttätig, er ist auf Widerspruch gefaßt, ja, ich möchte sagen, er ergrübelt sich ihn selbst, um noch vollständiger von neuem zu prüfen. Nicht daran liegt ihm, seine Meinung auf den Leser zu übertragen, sondern des Lesers Interesse für die Sache zu gewinnen, daß er sie mit ihm selbständig durchdenkt. Und dabei verbindet seine Sprache mit dem Geist, der Stärke und dem Feuer, die auch Herders Sprache auszeichnen, eine wunderbare Innigkeit der Empfindung. In dem bloßen

---

[30]) Urlichs, Briefe an Schiller, S. 526 u. S. 247.

Schall seiner Worte liegt eine schmelzende Musik, die den Hörer oder Leser mit schöneren Phantasien umgibt, zu höheren Gefühlen weiht und von jeder eitlen Bürde zur Geisterwürde aufrafft, zu lebendiger Mitempfindung, zu süßer Wehmut oder zu begeisterter Tatenlust erweckt.

Ich wiederhole es daher: die eigenartige Paarung des Starken und Milden in Schillers Sprache gibt ihr ihren guten, ihren bezaubernd schönen und vollen Klang, ihre überwältigende Macht und ihren umstrickenden Reiz, ihre Sinnigkeit und ihre Innigkeit. Wie lebendig fließt die Wechselrede in den Dramen, wie sicher baut sich jeder einzelne Charakter aus den Einzelreden auf, wie treffend und groß gedacht sind die Bilder, wie zahlreich und empfindungsvoll die Eigenschaftswörter.[31]) Da heißen, um wenige Beispiele beizubringen, das Veilchen: „das duft'ge Pfand der neuverjüngten Erde," die Friedensmaien zum Schmuck der Hüte und Helme: „der letzte Raub der Felder," die Gewohnheit: „die Amme," der Treubruch: „der gemeine Feind der Menschheit," das wilde Tier: „das Tier, das mordend einbricht in die sichere Hürde, worin der Mensch geborgen wohnt." Und wie gern häuft er die Eigenschaftswörter wie zum Anschwellen poetischen Klanges: „greulich düstres Geisterreich" — „ihr traulich stillen Täler" — „finster furchtbares Verhängnis" — „trotzig herrische Gemüter" — „untrüglich, allerforschend Aug'" — „der erwünschte Tag,

[31]) Oft in unflektierter Form, namentlich das erste bei mehreren Eigenschaftswörtern.

der langersehnte, festliche" — „freudlos ödes, liebeleeres Haus" — oder zur Hervorhebung eines Gegensatzes: „des ernsten Kriegsgotts lustige Braut" — „sich eine schuldlos reine Welt zu gründen in dieser rauh barbarschen Wirklichkeit" — „die hohe Flut des Reichtums ist zerflossen und tiefe Ebbe ist in deinem Schatz." Die einzelnen Beispiele an sich sagen nichts, aber die Fülle der Eigenschaftswörter und der nach Klopstocks Vorgang adjektivisch gebrauchten Partizipien gibt der Sprache Schillers doch ein besonderes Gepräge. Und ebenso noch die fast übermäßig häufige Voranstellung des Genitivs vor das Substantiv, von dem er abhängt: „Des Fanatismus rauher Henkersknecht" — „des Zweifels felsenfeste Rinde" — „des Ruhmes glorreiche Schranken" — „der Mönche sünderbleiche Zunft." — „der Seelen entzückender Zusammenklang" — „der Schäferstunde schwelgerische Freuden" — „der Schönheit hohe, himmlische Magie" — „aus dieser Blume schönem Kelch" usw. Und ebenso der Genitiv ohne den Artikel, wo dieser mit dem nachfolgenden Substantivum fast zu einem Worte zusammenfließt: „Ufers Rand" — „Ufers Grün" — „Abendrots Strahlen" — „Schlafes Arm" — „Ofens Rachen" — „Feuers Hilfe" — „Feuers Wut" —„Festes Pracht" — „Sturmes Sausen" — „Schwärmers Ernst."

Bekannt ist auch namentlich aus seinen Balladen das Schillersche „Und," die absichtliche mehrfache Wiederholung des Bindewortes, das entweder wie bei der Schilderung der Mutter im Lied von der Glocke die Fülle ihrer ruhelosen Arbeiten aufzählt, oder wie in der Jungfrau von Orleans, als sie ihre Berufung er-

zählte, die kindliche Einfalt ihres Wesens malt, oder wie im Taucher, als die erwartende Menge ihn zuerst wieder emportauchen sieht, die lebhafte Folge der Beobachtungen des Volkes schildert, oder wie etwa in der Bürgschaft die Hast ausdrückt, mit der der Held der Ballade vorwärts eilt, um Treue zu halten, oder wie im Grafen von Habsburg zum Beginne der Strophen den Fortschritt der Handlung und den Wechsel der Personen im Tone lebhafter Erzählung bezeichnet, so daß der Leser bei jedem „und" in neue Spannung versetzt wird.

Schillers Sprache ist im ganzen rein, aber er deutschtümelte nicht. Auch neben den technischen Ausdrücken und solchen Fremdwörtern, die in den Dramen bestimmte Persönlichkeiten charakterisieren sollten, hat er eine nicht unbeträchtliche Menge von Fremdwörtern auch da angewandt, wo auch wohl ein geeignetes deutsches Wort zu finden war. Er ist sich seiner Deutschheit so sicher bewußt, daß er des äußern Zwanges spottet und nicht an Buchstaben und Wörtern klebt. Er hatte eben durchaus keinen Hang zum Pedantischen. Hat doch auch Goethe geurteilt, daß es eigentlich geistlose Menschen seien, die auf die Sprachreinigung mit zu großem Eifer dringen.[32]) Man kann aber auch umgekehrt bei Schiller deutsche Worte finden, wo wir Fremdwörter gebrauchen. So findet sich Zerglieberer für Anatom,[33]) Wetterglas für Barometer,[34]) Leichenöffnung für Sektion,[35]) Aufkömmling

---

[32]) An Riemer, d. 30. Juni 1813. — [33]) Räuber, II, 1. — [34]) Räuber II, 2. — [35]) Geisterseher.

für Parvenu,[36]) Siegfrohlocken für das Triumphieren,[37]) Gemütslage für Disposition,[38]) Täuschung für Illusion.[39]) Er schaltete eben frei mit den Worten, wie sie ihm jeder Stelle gemäß zu sein schienen. Aber für seine Zeit ist seine Sprache im allgemeinen doch rein zu nennen.

In seiner Jugend mischte er manche schwäbische Wörter in seine Sprache wie: Jast, düsseln, glosten, aufschüsseln, narren, Aufstreich und Abstreich, sich baxen, eignen, entleiden, die Balle, bretteln, klecken, berülpen, zwirbeln, grinseln, hereinbringen (für einbringen), mast, Öhrn, einen Rest setzen, risch, verkrätschen, wirklich (für gegenwärtig) gerner, am gernsten.[40]) Später ist seine Sprache von Schwabismen reiner. Eigentlich schöpferisch in der Bildung neuer Wörter ist er nicht gewesen. Aber manche Komposita hat er gebraucht, die sonst wohl kaum üblich waren: Erknarren, erseufzen, erjagen, erlisten, erraffen, errufen, abängstigen, abzürnen, anschauern, übermögen, auftaumeln, auskeuchen, ausschmachten, eingähnen, überdulden, gedrang, unfeindlich, unzugangbar, unregiersam, unbeglückend; — Empfindnis, Irresonne, Wagetat, Erdenmal, Teilnehmung (gleich Teilnahme).

Lieblingsbilder waren bei ihm: der Spiegel, der Riegel, die Räder des Uhrwerks, die Sonne, der Adler, der Riese, — Lieblingsausdrücke: Epoche, hüpfen, die

---

[36]) Nach dem Schiller-Lexikon von Goldbeck und Rudolf im Geisterseher. — [37]) Semele. — [38]) Geisterseher. — [39]) Prolog zum Wallenstein. — [40]) In seiner Jugend brauchte er auch immer den Superlativ die mehrsten. Aber das war wohl nicht nur schwäbisch, wie ich das auch nicht von allen andern angeführten Worten behaupten kann.

Bande, der Satzanfang „wahr ist es" (wohl nach dem Französischen il est vrai), ferner bildete er gern Verbalhauptwörter mit der Endung „er": Beginner und Ender, Prasser, Presser, Weiner, Säumer, Wesenlenker, Hinterbringer, Gebärdenspäher, Geschichtenträger, Ketzermacher, Großsprecher, Beschwörer.[41])

Abweichend vom neueren Sprachgebrauch sind Formen wie schlose, lude, sahe, hielte, flohe; ferner finden sich, wie oft bei Dichtern, Simplicia statt der Komposita: knacken für einknacken, blassen für erblassen, rißne für zerrissene; ferner schwache Imperfekta statt starker: spinntest, klimmte, beschwörte, zeihte, ausbedingte, lügte, rufte, gedeihte, pfeifte. Auch Formen wie Schöne statt Schönheit, Verspruch gleich Versprechen, milden und verwilden neben mildern und verwildern sind jetzt uns fremd.

Das Geschlecht mancher Hauptwörter schwankt. Es findet sich der und das Gift, der und das Ungestüm, der und das Schrecken. Auch in Bezug auf die Fürwörter trifft man auf Fremdartiges. So gebraucht er öfters in Bezug auf ganze Sätze das Relativum welches für was,[42]) gebraucht das Possessivum „sein" ohne Beziehungswort in Bezug auf Gott,[43]) verwendet das Fragewort des Neutrums unflektiert in altertümlicher Verbindung wie: zu was Ende, auf was Art, und stellt das Relativpronomen ganz willkürlich vor das Be-

[41]) Jonas, Erläuterung zu Schillers Jugendgedichten, S. 7, 12, 17, 18, 45, 51, 82. — [42]) Hoffmeister, III, 122. — [43]) Die Größe der Welt. Melancholie an Laura. Carlos, III, 10: Sehen Sie sich um in seiner herrlichen Natur.

ziehungswort.[44]) Auch sonst griff er zu kühnen Wortstellungen wie in der bekannten Stelle der Kraniche des Ibykus.[45])

Endlich finden sich auch bei ihm einige entschieden falsche Konstruktionen wie: gehorcht zu sein, gefolgt zu sein, eine Versicherung, die widersprochen wurde, und eine vorhabende Spazierfahrt.[46])

Aber das alles sind Nebendinge, die Schillers Sprache im ganzen nicht kennzeichnen." Seine Gedanken, seine Persönlichkeit bedingen seinen Stil, und sein Puls, seine edle Leidenschaft, „die für das Hohe, Herrliche entglüht,"[47]) gibt seinen Worten die Kraft und den Glanz und weckt der dunklen Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen. Und wie er uns das Wirkliche zum Traume macht und um die gemeine Deutlichkeit der Dinge den goldenen Duft der Morgenröte webt, so erheben sich uns beim Lesen seiner Werke zu unserm eigenen Erstaunen im Feuer seines liebenden Gefühls des Lebens flach alltägliche Gestalten.[48]) Er führt uns durch das Morgentor des Schönen im verborgenen Lauf durch immer reinere Formen, reinere Töne, durch immer höhere Höhn, durch immer schönere Schöne der Dichtung Blumenleiter still hinauf bis zu jenem Strahlensitz der höchsten Schöne, zum Thron der hohen Einigkeit[49]) alles Guten, Schönen und Wahren.

---

[44]) Die Größe der Welt, Elysium. — [45]) Und bald, obgleich entstellt von Wunden, erkennt der Gastfreund von Korinth die Züge. — [46]) Hoffmeister, III, 122 und Geisterseher. — [47]) Das Mädchen von Orleans. — [48]) Wallensteins Tod, V, 3. — [49]) Die Künstler.

Man mag Schiller betrachten, unter welchem Gesichtspunkt man will, immer erscheint er als eine großartige, erhabene Natur. So möge das deutsche Volk auch stets der Goethischen Mahnung[50]) eingedenk bleiben:

„Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben."

---

[50]) Goethe, Epilog zu Schillers Glocke.